

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 10.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften  
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 17. Mai 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aus Meister Rochus Gundlach's Merkbuche.

Von L. Bürkner.

**W**eute, am 17. des Maimonats, ist mein liebes und getreues Eheweib, Anna Elisabetha Gundlachin, sanft und selig in ein besser Jenseits eingegangen, hat ihr dreimonatlich Krankenlager mit christlicher Geduld ertragen, und ihr lezt Stündlein mit herzlichster Zuversicht kommen sehen, daß unser Herrgott sie in sein himmlisch Paradies aufnehmen wird.

21. Mai. Gestern haben wir sie begraben. Ist eine so schöne Leich gewesen, daß die Lisabet sich im Himmel d'ran freuen muß; wenn anders sie merken kann, was da herunten auf der Erd' vorgehen thut. — Sie hat bei ihren Lebzeiten kein Begräbniß versäumt, hat immer gewußt, ob Alles in der geziemenden Ordnung hergeht, und ob auch die betrübten Hinterbliebenen nit gespart haben bei der legten Ehr'. Das hätt' sie nun von mir nit sagen können, — ich hab' Alles so schön bestellt, wie es nur hat sein können, und das ehrsame Gewerk hat sich auch nit spotten lassen! Boran haben sie die neue Fahne der Innung getragen, darauf auf der einen Seite der hochheilige Schutzpatron in gar schönen Farben abgemalet, auf der anderen alles Küßer-Handwerkszeug gar kunstvoll eingestickt ist. Alle ehrsamten Meister vom Gewerk und von der Bruderschaft haben Kerzen getragen in den neuen Flambo's, und sechs Altgesellen haben sie hinausgebracht auf den Friedhof.

Nun ist Alles vorbei, — der Leichenschmaus, die Besuche von der Sippschaft und die Tröstungen, und Alles, was bei einem so betrübten Anlaß gesagt und gethan werden muß, ist gesagt und gethan worden. Das muß man sagen, die Magdalen, meiner seligen Frau Schwester, versteht sich darauf; es ist Alles gegangen wie am Schnürchen, man hat nit gemeint, daß da in dem Haus die Frau, die Seele vom Haushalt gefehlt hat, und die Nachbarn sind eines Lobes voll gewesen wegen der Magdalen; ja, der alte Küßer Nazinger hat mit dem Aug' geblinzelt und gesagt: „Gundlach, das wär' so die richtig „zwatt“ für Euch,“ — was ich als ein sehr unrecht Gered' erachtet hab' an einem Begräbnißtag. Ist aber nicht anders zu erwarten von einem Manne, der sechs Wochen nach dem betrübten Abscheiden seiner Ehehälste sich zum zweiten Male hat verkopuliren lassen.

Sind derweil wieder vierzehn Tag in's Land gegangen, daß ich als ein betrübter Wittmann da sitz', und die Zeit ist mir gar lang geworden, und wenn ich früher oft bei mir gedacht hab', die Lisabet brauch' nit so laut im Haus daher zu wirthschaften, könnt' mit dem Lehrbub' und der Magd ein wenig säuberlich verfahren, und brauch' nit den lieb' langen Tag zu reisen und zu rumoren, so ist's mir doch jetzt unheimlich todtenstill und fehlt mir die Frau an allen Ecken und Enden. Wer hätt' auch gedacht, daß an die ein schleichend Uebel kommen könnt'! Ist die zwölf Jahr unserer Eh' immer gesund gewesen, wie ein Fisch im Wasser, hat vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Haus herumrumort und hat die Gesellen und Lehrbuben im Zaum gehalten, trotz dem strammsten Meister. Wenn ich's jetzt bedenkt', seh' ich ein, daß meine Mutter recht gehabt hat, wie sie mir dazumalen die Lisabet gezeit hat. Rochus, hat sie gesagt, einer im Haus muß den Zorn haben, damit Alles in der Reih' bleibt, da ist die Lisabet die Richtige für Dich, die hat ihn für Dich mit.

Ist eine kluge Frau gewesen, meine Mutter, und ihr Sprüchlein hat sich richtig bewährt, nur freilich hat sie nit bedacht, daß der Meisterin ihr Zorn auch manchmal den Meister trifft, und daß eine, die streng Regiment im Hause führt, auch ihr Gespons streng regieret. Ist aber vielleicht gut gewesen für mich, hat



Frühling. Von Sophie Ley. — Siehe Seite 80.

Photographie im Verlage der Münchner Kunst- und Verlags-Anstalt von Dr. C. Albert u. Co. in München.



mich halt von viel abgehalten, weil ich gewußt hab', es behagt der Frau nit. — hab' nit mit Birthshaus-sigen meine Zeit verbracht, hab' mein Schöppllein zu Haus getrunken, da ist mein gut Geld im Beutel geblieben und bin des Morgens mit klarem Haupte an meine Arbeit gangen, ein schön Faß nach dem anderen ist aus meiner Werkstatt heraus gerollt und die schönen blanken Bagen herein, hab' jedes Jahr einen Gesellen mehr annehmen müssen, und ist meine Käferei weit und breit berühmt geworden, im ganzen Rheingau. Und noch jüngst hat unser Altbürgermeister bei seinem Fröh-schoppen gesagt: „Ein besser Stück Arbeit, als das große Stückfaß, das mir der Meister Gundlach geliefert, ist noch nit in Bingen gesehen worden.“

Aber was nützt mir das Alles jetzt! — Bin in meinem sechsunddreißigsten Jahr allein auf der Welt, hab' nit Kind noch Kegel und muß mein ganz Hab und Gut dermaleinst fremden Leuten hinterlassen. Da hätt' ich ja beinahe ebenso gut ein geistlicher Herr werden können, wie meine Eltern zuerst einen aus mir machen wollten! Aber wie so jäh mein Vater das Zeitliche gesegnet hat, sind die Brüder noch jung gewesen, und meine Mutter hat Jemand haben müssen, der ihr eine Stütze gewesen ist, damit die schöne Käferei nicht zu Schanden geht; so haben sie mich wieder aus dem Mainzer Convict herausgeholt, darinnen ich schon zwei Jahre gesteckt hab', und ich hab' mich rechtchaffen bemüht, ein tüchtiger Käufer zu werden. Hab' freilich im Anfang viel Spott hören müssen über den lateinischen Lehrbub', aber ich hab's den Spöttern gezeigt; soll einer kommen und mir sagen, daß ich nit Alles aus dem Grund und Boden versteh', wie der Beste! Und ist aus meiner gelehrten Zeit nit viel mehr an mir hängen geblieben, als die Lust zum Simuliren, und daß ich besser mit der Feder vorantomme als die Anderen; — das ist mir in meinem Handwerk noch nit zum Schaden gewesen.

Ist recht hart, daß die Lisabet hat fort gemußt, war eine gute Frau, trotz all' ihrer Naehmüthigkeit; aber wer hat nit seine Fehler! Kann Jeder auf seine Brust schlagen und sagen: Ich armer, sündiger Mensch! Ist auf die Welt auch so sanftmüthig geworden, hat ihr schwer Leiden mit Engelsgebuld ertragen, daß ich mich gar nit mehr hab' ausgekannt mit ihr. Ist mir noch wie heut', daß vor nun vier Monat der Bub', der Adam, ist eines Samstag Morgens in die Werkstatt gestürzt kommen, ist hinter dem Athem gewesen, und hat gerufen: „Meister, Meister, ich glaub' der Meisterin ist völlig nit gut!“ Ich hab' einen Schrecken gekriegt, nit klein, bin vor einer halben Stund noch im Haus gewesen, wo sie gerad' hat anfangen wollen, ihr Kupfergeschirre zu putzen, bin ihr aber klüglich aus dem Weg gegangen, dieweil am Samstag Morgen niemals gut Kirchen essen war mit ihr, — und nun sollt' sie auf einmal krank sein. Vor Schreck ist mir das Nicht-beil aus der Hand gefallen, ich wollt' in's Haus laufen, da grient der Teufelsbub' mich an mit seinen nixnutzigen Augen und ruft: „Sie hat mir nit ein einzigmal den Scheuerlappen an den Kopf geworfen, dieweil ich ihr das Wasser und den Ampfer zum Fegen geholt hab', sie muß wohl recht übel d'ran sein.“ Die Gesellen haben laut heraus gelacht, aber ich hab' mich erboht, hab' gesagt, — na, dann will ich das noch besorgen, und hab' ihn tüchtig an seinen langen Ohren gezaußt, daß er Zeter und Mord geschrien hat. Was aber der dumme Bub' nur in seiner Frechheit gesagt hat, ist richtig gewesen, von dem Tag an hat's nimmer getaugt mit ihr; ein paar Tage lang ist sie noch so da herum gegangen, hat nimmer mit der Magd, noch mit dem Bub' gezannt, hat sich auch nit beklagt, aber die Woch' darauf muß' sie sich legen. Der Vader hat ihr zur Ader gelassen, wie das nichts geholfen hat, hab' ich den Doctor geholt, der hat ein bedenklich Gesicht gemacht und gemeint, es wär' ein schleichend Fieber, das kam' von bösem Geblüt und wär' dabei nit viel zu machen. Und so ist ein Tag nach dem anderen hingegangen, sie ist immer schwächer worden, die Nachbarinnen haben ihr allerlei Tränklein von siebenertei Thee gebracht, aber es hat Alles nit geholfen.

Drei Monat hat das Fieber in ihr gehaust, sie hat Alles geduldig ertragen, und wie ihr Sterbestündlein kommen ist, hat sie mich bei der Hand gefaßt und gesagt: „Kochus, verzeih' mir, daß ich Dich so oft gekränkt hab', mit meinem Bornmuth, hab' mir nichts Böses dabei gedacht, hab' gemeint, anders könnt' eine tüchtige Frau nit haufen, als mit Schelten und Reizen, aber da auf meinem Schmerzenslager, das mir unser Herrgott zur Straf' geschickt hat, hab' ich eingesehen, wie Unrecht das war; wenn ich noch 'mal aufstehen könnt', wollt' ich Dir zeigen, daß ich auch anders sein könnt.“ Mir sind die dicken Thränen in die Augen getreten, daß ich nichts mehr um mich gesehen hab', hab' geschluchzt wie ein klein Kind und gesagt: „Lieb' Weib, red' nit so, Du bist mir allzeit ein getreu Gespons gewesen, wir haben viel gute Stunden mitammen verlebt, an die bösen wollen wir nit weiter denken, bin auch nit immer gewesen, wie ich hab' sein sollen.“ Da

hat sie noch 'mal gelacht, in ihrer alten Weis', wie sie gethan, wenn sie 'mal so recht von Herzen vergnügt war, und hat so halb gestammelt: „Oh, Du! Wenn Du nit ein so guter Hannes gewesen, hätt' ich nit so jäh sein können.“ Ich war froh, hab' gemeint, sie wird sich wieder erholen, hab' sie umfaßt und ihr einen Kuß gegeben, indem stößt sie einen tiefen Seufzer aus, — und war fort. Ist ein gar hart Ding für einen von zweien, die zwölf Jahr zusammen gehaust haben auf der Welt, wenn er auf einmal allein da zurück bleibt; ich komm' mir vor, wie ein Kind, was immer am Gängelband geführt worden ist, und soll nun mit eins allein laufen. Wenn's das Band auch manchmal gedrückt hat, jetzt schaut's sich doch danach um und möcht' wieder d'ran gehalten sein. —

Ist unterweilen Herbst geworden; die Lese ist vorbei. Hat ein gut Weinjahr geben das 'mal; viel Faß, die nit mehr an die Ehr' gedacht haben, sind aus dem Keller geholt und mit Most gefüllt worden, und wir haben alle Hände voll zu thun gehabt, um Herberge zu schaffen für die gute Gottesgabe. Der Most ist einem so zuckersüß eingegangen, daß man schmeden kunnt', was das für ein gar edel Tränklein werden will, und Alt und Jung hat sich gefreut, es hat eine lustige Lese geben, — dazu hat unser Herrgott seine Sonne zu guter Letzt noch 'mal so warm scheinen lassen, daß es ein wahres Vergnügen gewesen ist, im Bingen' herum zu gehen und den Segen zu betrachten, der einem in's Haus kommt. Für mich ist es freilich eine harte Zeit gewesen, soll in der Werkstatt Achtung geben, und auch auf die Lese, da hab' ich mich recht gefreut, daß meine Schwiegerin, die Magdalen, mir angeboten hat, sie wollt' mir mein Haus versorgen in der Zeit. Sie ist denn auch Morgens herüber gekommen, hat Alles zurecht gebracht und geschafft, bis in die Nacht hinein.

Das muß man sagen, hat Alles ein ander Ansehen, wenn eine Frau Hand anlegt; ist ihr auch Alles schön glatt von der Hand gangen; sie hat gar viel von meiner Seligen Art, auch, daß sie über die Maßen gern den Messingkeßel putzt. Gestern Morgen, als am Samstag, ist der Lehrbub' in die Werkstatt kommen, hat gegrinst und sich die Bade gehalten:

„Meister, 's ist mir ganz wehleidig zu Muth worden, hab' gemeint, die Meisterin selig ist wieder kommen, so hat Cure Schwiegerin mir's Scheuertuch an den Kopf geworfen.“ Bin ganz verstaubt gewesen im Augenblick, und als am Nachmittag der Meister Nasinger wieder ein Aug' geblüht hat und gerufen: „Ja, ja, Nachbar, die zwatt', die zwatt'! Hab' ich sein still geschwiegen und an den kupfernen Keßel und den Lehrbub' gedacht.“

Heut' hab' ich auch ein Grabkreuz bestellt, für meiner Frauen selig Grab, — der Meister Steinmez hat mir eine feine Zeichnung gemacht, wie es werden soll, soll ihr Ehr' machen und auch mir, und nichts d'ran gespart werden; fehlt nur noch die Schrift, die darauf kommen soll. Kenn' mich nit so recht aus mit solchen Schriftwerken und werd' den Herrn Rotarius Faber bitten, daß er mir das verfaßt, auch ein schön und rührend Verslein darauf, das hat meine Selige bei ihren Lebzeiten immer gefreut, wenn sie ein solches gelesen hat, und sie hat sich gar oft eins auf's Künftige gewünscht, hat freilich nit gedacht, daß sie so bald zu ihrem Grabkreuz kommen soll.

Hat mich recht verdrossen, daß der Meister Steinmez heut' gestichelt hat, auf die Magdalen' und mich; ist doch grad', als ob die Leut' meinten, ich müßt' meiner Frauen Schwester heirathen; ist freilich eine recht gerafft' Wittib, und ihre rothen Baden und schwarzen Augen möchten manche Jungfer ausstechen, ist auch eine rechte geschickte Art an ihr, aber die Geschicht' mit dem Keßel hat mich verstaubt gemacht. — Muß sagen, wenn ich mich noch 'mal verheirathen sollt', müßt' die Frau recht sanft sein, ich will meiner guten Seligen in's Grab nichts nachsagen, aber mit der Magdalen' möcht' ich vielleicht doch ein ewig Keisen nit so geduldig ertragen, das gab' dann ein böses Hausen.

2. Januar. Das neue Jahr ist für mich gar traurig angegangen. Hab' ganz allein geessen in meinem leeren Stüblein und zugehört, wie sie draußen das Jahr anschließen und Zuchhei und Wallera schreien; die Freunde sind freilich gekommen, haben mich wollen abholen, ich soll mit in's Birthshaus gehen, aber das ist noch kein Jahr gesehen, solls auch dies Jahr nit sein. — Aber arg nachdenksam bin ich doch geworden, wie sie fort waren, hab' über dies und das simulirt bis die Magdalen' ist kommen, hat mir heißen Eierwein gebracht und frische Neujahrsbrezel; ich hab' sie eingeladen, ein Bißchen da sitzen zu bleiben, aber sie hat gar zimpier gethan: „Was denkt der Schwager, so spät am Abend, was würden die Leut' dazu sagen, die reihen ohnehin die Mäuler weiter auf, als einer ehrjamen Wittib lieb sein kann. — Proßt Neujahr, Schwager, — und fort war sie. — Hab' die Neujahrsbrezel geessen, haben mir aber nit recht geschmeckt, sind mir mit den spitzen Worten der Schwägerin schier im Hals stecken geblieben,

hab' ein Viertelchen aus meinem besten Faß getrunken, und bin dann doch noch auf ein wenig in den güldenem Nebstok gegangen. Hab' aber wenig Freude davon gehabt, kaum hab' ich recht geessen, da haben sie schon angefangen, mich zu hänseln. Der Eine hat's ehrlich gemeint, der Andere hat mich joppen wollen; ich müßt' mich wieder verheirathen, es wär' keine Art und Weis', so als einschichtiger Mann da zu sitzen, ich wär' noch viel zu jung dazu. — Einer hat gemeint, ich hätt's doch wahrlich bequemlich, braucht nur die Hand auszustrecken, da fäß schon wieder ein neuer Ehering dran, und die Frau wär' noch ohnedies aus der Verwandtschaft. — Die Anderen haben dazu gelacht und sich mit den Ellbogen angestochen, aber ich bin ärgerlich worden, hab' mein' Müß' und Stok genommen und bin fort. — Verdriest mich daß, daß die Leut' all' meinen, sie hätten was mitzureden; einmal hat meine Mutter selig mich verheirathet, dazumalen war ich noch jung und dumm, jetzt bin ich alt genug, um mir selber eine Frau zu suchen, wenn's sein soll.

Heut', am zweiten Neujahrstag hat mir meine Schwester Nachricht geschickt aus dem Rheingau, sie wollt' mir über den Winter ihre Stieftochter schicken, um mir die Haushaltung zu besorgen, wär' ein brav's, geschickt's Mädchen, wenn ich sie haben wollt', sollt' ich ihr's nur wissen lassen, sie könnt' gleich kommen. — Das ist mir eigentlich ganz recht, da kommt auch die Magdalen' nit mehr so viel in's Haus, 's ist mir manchmal ganz bang, wenn ich sie daher kommen seh'. Ich glaub', ich hab' ganz inwendig Angst, sie könnt' mich eines Tags überrumpeln, und ich wär' verheirathet mit ihr, eh' ich mich umsehen hätt'; 's ist wahrhaftig eine Schand', daß ich, als ein gefandener Mann, mich vor einem Weibsbild fürchten thu', — aber so eine kuraschirte Wittib hat siebenundsiebzig Teufel in sich, und was die will, setzt sie auch durch. — Bei der Magdalen' liegt das auch noch besonders in der Art, grad' wie bei meiner Seligen.

6. Janr. Heut' hat sich etwas Besonderes begeben: das Grabkreuz für die Lisabet ist gesetzt worden. — Der Herr Rotarius Faber hat mir ein gar beweglich Verslein dazu gemacht, 's ist ein geschickter Herr, und hat Gedanken im Kopf, darauf Unjereiner all' sein Lebenstag nit gekommen wäre. — Die Inschrift lautet:

Hier ruht die ehrjame Frau  
Anna Elisabeth Gundlach,  
weiland Ehegattin des Küfermeisters  
Kochus Gundlach  
gestorben  
am 17. May 1789  
in einem Alter von 88 Jahren.

Wohl auch die stille Häuslichkeit  
Ist eines Denksteins werth,  
Ihr sei er hier von mir geweiht,  
Und, wer die Tugend ehrt  
Auch in dem einfachen Gewand,  
Mit meinem Schmerz ist er verwandt.

's ist ganz richtig, der Lisabet ist ihre Haushaltung über Alles gegangen; zwar, man kann nit grad' sagen, daß es immer eine stille gewesen ist, denn die Lisabet ist nit sehr für's Stille, Ruhige eingenommen gewesen, aber das kann man doch bei einer Grabchrift nit so genau auslegen. Schön ist das Gedichtlein, das sagt Jedermann, die Leut' haben davor gestanden, und Alles über die Maßen bewundert, das ausgehauene Kreuz und die Goldbuchstaben, und darunter ein vergoldetes Herz mit einer Dornenkrone. Es ist mir ein rechter Trost, daß das Kreuz jetzt dasteht, und daß meiner Seligen Alles so zugekommen ist, wie es sich paßt und gehört.

Auch ist am heutigen Tag die Hildegard angekommen, meiner Schwester Stieftochter, die mir nun im Haus nach dem Rechten sehen soll. Ist ein klein zierlich Ding, mit dicken braunen Zöpfen um den Kopf gewickelt, und mit ein paar Augen, die lauter Lust und Jungfreudigkeit sind. Hat ein ganz klein Bündelchen mitgebracht, und wie ich sie um ihre Siebensachen gefragt, hat sie gesagt, ihre Mutter meint, sie sollt' erst ein paar Tag' bei mir auf Probe bleiben, ob's ihr und mir auch so gefallen thät. Aber von mir aus wird das nit nöthig sein, ich muß sagen, es ist doch gut, wenn man was Junges, Frohes im Haus hat, man lebt rein noch 'mal neu auf. Wenn sie mir nur kein Angebändels mit den Gesellen anfängt, die Leut' haben zwar gar nit darnach aus, aber wer kennt die Weiber aus.

1. Febr. Heut' ist die Hildegard schon drei Wochen hier, ich muß sagen, es ist ein brav', gut' Kind, und das Hauswesen versteht sie aus dem Grund heraus. Im Haus ist Alles blühblank und sauber, wie aus dem Schächtelchen, und daß Leberklöß' und Thymian-Kartoffeln mein Leibessen sind, das hat sie auch schon heraus. Worüber ich mich nit genug erstaunen kann, ist, wie Alles so ruhig und still seinen gewiesenen Weg geht. Hab' früher immer gemeint, eine Frau könnt' ihr Hauswesen nur mit Laufen und Rennen, mit viel Reden und viel Geschrei führen, und müßt' Alles immer in einem großen Bruch sein. Davon ist aber nichts zu spüren;



wenn ich in's Haus komm', ist Alles sauber und blank und still, weiß eigentlich gar nit recht, wann die Hildegard die Arbeit schafft.

Singen thut sie, wie eine Lerche; die ersten Tag' brach sie immer mitten d'rin ab, bis ich ihr sagt, sie sollt' doch nur singen, ich hör's gern, alte Leut' hätten auch gern ihre Freud'. Da hat sie mich ganz sonderbar angeschaut, und angefangen zu lachen: „Der Herr Dehm ist mir aber auch wirklich ein alter Mann,“ hat sie gesagt; „freilich, man ist just so alt, als man sich selber macht“.

Das Wort hat mir zu denken gegeben. Es ist mir gewesen, als ob ich auf einmal aus einem Schlaf aufwach'. Ich hab' um mich geschaut, auf die Kameraden, die mit mir gleich alt sind, und was hab' ich gefunden. Die Einen sind junge Ehemänner, seit vier, fünf Jahren verheirathet, gehen am Sonntag mit ihren Frauen und den Kindern fröhlich spazieren, singen und jubiliren. Die Anderen gar sind erst auf der Freierei, denken ihr Leben erst anzufangen und erst recht fröhlich zu sein. Und ich! Wenn ich's recht bedenk', bin ich selber noch jung! 35 Jahr! Aber hab' ich eine Jugend gehabt? Mit 23 Jahren hat meine Mutter mich heirathen thun lassen; ich hab' müssen schaffen und arbeiten vom Morgen bis Abend, und die Lisabet, die vier Jahr älter war als ich, hat schon dafür gesorgt, daß ich nit über die Sträng' geschlagen hab', wofür ich ihr ja noch in's Grab hinein dankbar sein müßt.

26. Febr. Heut' hat mein Nachtmahlkamerad, der Nikolaus, geheirath'; die Eva Amelsfinger ist ein nett', jung Weiblein, vielleicht vierundzwanzig Jahr' alt. Die Magdalen' ist bei mir gewesen, hat lang und breit von der Hochzeit geschwätzt und gesagt, daß es eine Schand' wär', daß ein so gelehrter Mann so ein jung' Ding heirath'! Ich glaub', die Magdalen' geht stark auf die Bierzig zu.

Heut' als am ersten Fastensonntag hab' ich mich bei guter Zeit gerüstet, um im feierlichen Hochamt als Gewerksmeister beim Umzug ein Flambo zu tragen. Hab' meinen guten neuen, schwarzen Rock angethan, den die Lisabet mir erst kurz vor ihrem Tod bestellt hat, und den ich dann auch richtig zu ihrem Begräbniß zum erstenmal angehabt hab'. Wie ich in die Stub' komme, springt die Hildegard auf, schlägt die Händ' über'm Kopf zusammen und fängt an zu lachen, als ob sie völlig nit recht im Kopf wär'; dumm' Ding, sag ich, was ist denn da zu lachen. Sie konnt' gar nit zu sich kommen: „Dehm, Dehm, kriegt sie endlich heraus, nein, was Ihr Euch zurechtgestieft habt. So was von nem Bratenrod hab' ich mein' ganz Lebtag nit gesehen. Wenn er noch einen Fingerdick länger wär', säht Ihr aus, wie der Herr Dechant im Chormantel. Und dann ist er auch so destig völlig gemacht, so, als ob Ihr noch drein wachsen solltet, in die Breite nämlich, 's ist ein zu schön Stück, der Rock“. Ich hab' mich geärgert über das vorwitzige Ding, hab' aber doch an mir runtergeschaut, und da hab' ich gesehen, daß der Rock freilich ein bißchen arg in die Läng' ging, und ein paar Quersalten hat er auch geschlagen. Ja, Dehm, sagt die Hildegard, des Nachbars Eva hat auch gesagt, es wär' doch sonderbar, was Ihr eine Freud' dran fändet, Euch wie ein Großvater rauszumustern, wo Ihr doch noch so gar jung wäret. Ist mir eingefallen, daß ich niemals für meine Kleider gesorgt hab', sondern daß die Lisabet Alles mit dem Meister Schneider beredet hat, hab' aber nichts gesagt, weil die Hildegard schon ein paarmal bei so einer Veranlassung ein ganz verschmizt Gesicht gezogen hat. In der Kirch' aber, beim Umgang hab' ich verstoßen die Röck' von den Andern angeschaut, hab' gefunden, daß keiner so lang ist, wie der meinige, ausgenommen, dem Bevatter Ehlinger seiner. Der hat aber schon seine siebzig Jahr auf dem Rücken, und der Rock wird wohl auch schon so ein Jährlein zwanziger alt sein. Was nur die Lisabet dabei gehabt hat, mich auszustaffiren wie einen goldnen Hochzeiter?

Heut' Nachmittag, nach der Vesper, wie die Sonne schon schier frühlingmäßig warm geschienen, hat die Hildegard plötzlich gemeint, bei dem schönen Wetter, wo alle Welt hinaus ging, könnten wir auch einmal nach der Rochuskapelle steigen. Ist mir ein sonderbarer Vorschlag gewesen, weil die Lisabet niemals eine Liebhaberin vom Spaziergehen gewesen ist, aber ich hab' mich d'rein gegeben, und so sind wir langsam den Berg hinan gestiegen. Die Hildegard ist gar zierlich in ihrem schwarzen Röcklein einhergetrippelt, wie eine Nachstelze, und war froh und guter Dinge; wir haben in der Kapelle ein andächtig Gebet zu meinem Schutzpatron gethan und sind dann wieder hinuntergegangen. Seht Ihr, Dehm, sagt die Hildegard auf dem Heimweg, so ein Sonntagsgang, der thut einem gut für die ganze Woch', und unser Herrgott hat doch die schöne Welt gemacht, damit man sich d'ran erfreuen soll.

Wie wir heimkommen, ist die Hildegard noch auf ein Viertelstündchen zu der Eva hinüber, und wie ich so in der Dämmerung allein sitze, geht auf einmal die

Thür auf, und mein Altgefell kommt herein. Macht' erst eine lange Vorred', geht d'rum 'rum, wie die Kap' um den heißen Brei, bis er mit seinem Sprüchlein herausruft: Ich soll ein gut Wort für ihn einlegen, bei der Hildegard, daß sie ihn nehmen sollt. Er sei jetzt nahe zum Meister, und d'rum wollt' er sich verheirathen, und die Hildegard hätt's ihm nun einmal angethan. Mir ist gewesen, als wär' mir ein Halbstücksaß über den Kopf gerollt. Die Hildegard, sag' ich ganz verwirrt, das Kind heirathen! Na, sagt der Nikola ganz beleidigt, der Meister hat eine sonderbare Art, die Menschen anzuseh'n. Die Hildegard ist zweiundzwanzig, und ich sieben mehr, da passen wir recht zusammen. Hab' mein Lebtag noch nit gehört, daß eine Jungfer von zweiundzwanzig noch nit alt genug zum Heirathen wär'. Also leg' der Meister ein Wörtchen für mich ein, denn die Hildegard hält gar viel auf ihn, und dann soll's eine lustige Hochzeit werden.

Nachher ist er fortgegangen, und ich bin ganz verdorrt in der dunklen Stube sitzen geblieben. Gegen den Nikola ist nichts zu sagen, er ist guter Leute Kind, erbt' mal einen schönen Broden, und ist ein braver, fleißiger Bursch; wird ein wackerer, tüchtiger Küstermeister werden. Umsonst hat er sein Handwerk nit bei mir erlernt. Aber er und die Hildegard, das will mir nit in den Kopf. Wie ich nun so sitz' und denk', kommt die Hildegard zurück und ist fröhlich wie eine Lerche, wundert sich, daß ich so allein in der dunklen Stub' sitze, und schafft so munter für's Nachtesen da herum. Da fällt es mir doppelt schwer auf's Herz, was werden soll, wenn sie fort ist, daß ich wieder allein, oder mit fremden Leuten da sitze. Und ist mir zu Muth', als wenn alles Licht aus meinem Leben ausgelöscht würde, wenn die Hildegard den Nikola heirathet. Und daß ich Fürsprache für ihn thun soll, das sitzt mir so im Halse wie ein Aepfelschnitz, und quillt an, und will doch nit heraus. Endlich merkt's doch die Hildegard, daß etwas nit in der Ordnung ist. — „Fehlt dem Dehm was?“ Na, sag' ich entschlossen, raus muß es doch einmal, der Nikola hat mich um Fürsprach' bei dir angegangen, er will dich heirathen. Die Hildegard wird sehr roth, und dann wieder sehr weiß, und setzt sich rack's hin auf die Bank, sagt kein Wörtlein, nichts für, nichts gegen, und schaut so in's Blaue. Hildegard, sag' ich, du hast dich erschreckt, hätt' dir's sanfter beibringen sollen, aber der Nikola ist ein braver Bursche, bei dem du gut aufgehoben wärit. Ueberleg' dir's wohl, sag' heut' nichts, schlaf' ein paarmal drüber, und dann thu', wie du denkst, daß es wohl gethan ist. Dann haben wir Beide gar still beim Nachtesen gefessen, hat uns nit sonderlich geschmeckt, und haben nit viel mehr geredet, und nachher ist die Hildegard in ihre Kammer, und ich hab' in allerlei absonderlichen Gedanken noch lang aufgesessen.

28. Februar. Das ist mir eine schöne Bescherung. Dem Herrn Notarius Faber kann ich's in sein Grab hinein nit verzeihen, daß er mir das angethan hat. Und wenn's auch Niemand weiter herauskriegt, so ist's mir doch arg genug, daß ich es weiß, und daß die Magdalen' das herausgebracht hat und auf so eine Art und Weis' verdreht. Ich sitz' heut' Morgen ruhig und vergnügt in meiner Stub'. Die Hildegard hat mir kurz und bündig erklärt, daß sie den Nikola nit nehmen will. Sie wollt' keinen, der sich erst müßt' von einem Anderen Fürsprach' thun lassen. Was ein rechter Mann wär', der müßt' selber zu reden wissen, im Uebrigen wär' er ein Bub', gegen den nichts einzuwenden wär', aber zum Heirathen gesiel er ihr doch nit. Aber es ist doch was vorgegangen mit dem Mädchen. Sie ist ganz still, singt nit und hat ganz rothgeweint' Augen.

Aber um wieder auf die Hauptsach' zu kommen. Ich überleg' mir g'rad', wie angenehm es für mich wär', daß nun die Hildegard bei mir bleiben konnt', da geht die Thür' auf, und herein kommt, wie vom Sturmwind gejagt, die Magdalen'. Die Haube sitzt ihr schief auf dem Kopf, ihr Gesicht ist krebsroth, und ihre Augen glühen wie zwei feurige Kohlen. „Schwager,“ leucht sie, „so was ist unerhört. Eine Schand' für meine arme Schwester in ihr Grab hinein und eine Schand' für die ganze Familie; so ein Heimtücker, so ein scheinheiliger Duckmäuser, so ein,“ ich weiß nit was Alles. Ein ganzer, auserlesener Schatz von Schimpfwörtern ist da zum Vorschein kommen, all' auf mich gemünzt, und ich sitz' da, wie eins von den unschuldigen Kindern von Bethlehem, und ist mir zu Muth, als sollt' mir gleich das Messer an den Hals gesetzt werden.

Wie sie sich einigermaßen ausgetobt hat und Halt macht, um neuen Athem zu holen, kann ich erst fragen, was es denn giebt. Aber da geht's von Neuem los. Immer hätt' sie's ihrer armen Schwester selig gesagt, daß mir nit zu trauen wär'. Noch latein'sche Possen hätt' ich im Kopf und auch andre Sachen, deren ich mich auf meine alten Tag' schämen sollt'. Kaum wär' meine arme Frau kalt, da ging ich wieder auf Treiersfüßen; thät mir so ein jung' Ding in's Haus nehmen, das thät sich, als ob's schon als Frau da im Haus säß'; lief gar am Sonntag Nachmittag mit ihr spazieren, wo

jeder wüßt', daß ich ihrer armen Schwester niemals einen Spaziergang vergönnt hätt'; und kurz und gut, wie sie ausgeredet und getobt hat, hab' ich beinahe selber gemeint, ich wär' ein solcher, der seine Frau mit lauter schlechter Behandlung frühzeitig auf den Kirchhof gebracht hätt'. Wie ich aber ausschau, steht die Hildegard in der Thür, schlohweiß im Gesicht und zittert so, daß ich mein', sie müßt' umfallen. Und dann zieht die Magdalen' ein Papier aus der Tasch' und schwenkt's in der Luft, wie eine Frohnleichnam'sfahne, und fängt von Neuem an: Da wär' der Beweis von meiner Ruchlosigkeit. Sie hätt's herausgebracht, und nun sollt's die ganze Welt wissen, was ich für einer sei; mit der Duckmäuseri wär's nun am End.“ Wie ich hinschau', ist's der Lisabet ihre Grabchrift, die hat die Magdalen' mit großen, ungeschickten Kratelfüßen abgeschrieben, hat auch hübsch zwischen jedem Wort einen rechten Platz gelassen, damit's recht deutlich zu lesen ist.

Die Magdalen' hat derweil in ihrem Schatzkästlein keine schönen Wörter mehr finden können, läßt sich auf einen Stuhl fallen und fängt gottserbärmlich an zu schluchzen und zu jammern. Ich seh' derweil das Blatt an und weiß mir keinen Rath, aber die Magdalen' zeigt aus ihrem Geheul heraus auf die vorderste Reihe vorn herunter, die sie fein säuberlich g'rad untereinander geschrieben hat.

Und da geht mir mit einem Mal ein Licht auf, so hell, daß ich darin Alles auf einmal sehe, und sehe den alten Herrn Notarius, wie er mir mit seinem ganz besondern Schmunzeln auf die Schulter klopf, während er mir das Blatt Papier giebt und sagt: „Hier, Meister Gundlach, das ist die passendste Grabchrift für Eure Frau und hat mir viel Kopfzerbrechen gemacht“. Und ich nehme das Blatt und lese, ohne an die Magdalen' zu denken, die Worte vorn herunter, und die heißen: „Wohl ist Ihr, Und auch Mir“. Aber da hab' ich wieder was Schlimmes gemacht, denn die Magdalen' erhebt auf das wieder ein jämmerliches Lamento und ruft St. Ursula und die elftausend Jungfrauen zu Zeugen an, daß ich ein Gottesleugner und ein Kirchhofschänder und ein Weibermörder sei. Mir wird ganz schlecht zu Ruche. Wenn ich auch so unschuldig an der Sache bin, wie ein neugeborenes Kind, so wird die Magdalen' mit ihrer schlimmen Zunge schon dafür sorgen, daß die Leute das nit glauben; und wenn sie mir's glaubten, ist's vielleicht noch schlimmer, und ich brauch' zum Schaden nit für den Spott zu sorgen. Und dann werd' ich auf einmal so zornig auf das jammernde und heulende Weib, das doch so gut wie ich selber weiß, daß ich für die Sache nichts kann, und ich denk' d'ran, wie die Hildegard neulich gesagt hat, daß ein Mann, der sich von einer Frau überschreien läßt, eigentlich gar kein Mann ist. Ich pack' die Magdalen' mir nichts, dir nichts am Arm und schüttel sie so, daß sie mitten im Anrufen von allen Heiligen still ist und mich mit großen, erstaunten Augen anschaut.

Magdalen', sag ich, schrei Sie nit so, daß die Nachbarn zusammenlaufen und meinen, es wird ihr was Leid's angethan. Sie weiß selber so wohl als ich, daß ich für die Grabchrift nit kann. Der Herr Notarius Faber hat sie gemacht, und ich hab' nichts Böses dabei gedacht und hab' sie richtig befunden. Der Herr Notarius ist selber todt, der kann's nit mehr ausplandern, und Sie ist die Einzige, die das bis jetzt ausgesprochen hat. 's wird's wohl auch sonst Niemand ausfinden, wenn Sie stillschweigt. Sie hat wieder ein Zetergeschrei erheben wollen, aber ich hab's nit dazu kommen lassen. Magdalen', hab' ich gesagt, wer sich die Ras' abschneid, schimpft sein Angesicht, was meint Sie, wenn das ausläm', was die Leut' sagen würden. Der Herr Notarius selig war ein Filu, werden sie sagen, aber so ganz Unrecht hat er nit. Und das wollen wir doch nit haben. Die Magdalen' hat noch ein paar Mal gemuckt und geschluchzt, aber ich hab' ihr gut zugered', obgleich ich sie am liebsten vor die Thür gethan hätt'. Aber was thut man nit Alles, wenn man in so einer Klemm' ist. Zuletzt hat sie sich dann beruhigt und hat eingesehen, daß es am besten ist, wenn sie so still wie ein Mäuschen über die Geschicht' schweigt. Aber sie hat doch nit lassen können, wie sie nachher fort ist, noch zu sagen: „Und das Andere, Schwager, was ich gesagt hab', ist doch richtig. Es paßt sich nit, daß die Hildegard da herumwirthschaftet, als wär' sie die Frau vom Haus, und warum ist sie denn auch da? Hat der Schwager keine Augen im Kopf, daß er nit sieht, was alle Nachbarleut' sehen? Und wenn's noch ein richtig' Schwesterkind wär'; aber so ein angeheirathetes, ein hergelauf'nes. Konnt' der passen, sich in den gesejjenen Stuhl 'neinzusetzen und die Frau Küstermeisterin Gundlach zu spielen! Und das will sie! Unter die Haub' kommen will sie, und wär' gar nit übel, neben Haus und Hof und Schiff und Geschirr auch noch 'nen stattlichen Mann in den besten Jahren zu haben! Ausgesehen hat sie vorher, wie's böse Gewissen, wie's leibhaftige!“



Das hat die Magdalen' in ihrem Gist herausgeschrien aus der offenen Thür, daß man's über drei Häuser weit hätt' hören können, und, die es angangen ist, hat's leidet Gottes auch gehört. Die Hildegard ist auf einmal in der Thür gestanden, wirklich, weiß wie ein Leintuch, aber doch mit wie's böse Gewissen, nur ganz traurig haben die sonst so lustigen Augen ausgesehen, und mit einer traurigen Stimm' hat sie auch gesagt:

„Die Bas' braucht sich wegen meiner nit aufzuregen und sich kein Kopfweh zu machen. Ich geh' morgen mit dem Fröhsten nach Haus zu meiner Mutter. Nit wegen dem bösen Gewissen, wovon die Bas' geredt' hat, ich wünsch' der Bas', daß sie in ihrem Sterbstündlein ein so ruhig's und gut's hat, als ich, aber derentwegen, weil ich weiß, daß es gar wenig braucht, um den guten Ruf von einem Mädchen hinzubringen, und weil ich auch weiß, daß die Bas' das Wenige gewiß mit tausend Freuden thun wird. Und todt schämen thät ich mich vor dem Dehm, wenn ich wüßt', daß er einen einzig' Augenblick das glauben könnt', was Ihr da in Eurem Zorn herausgebrudelt habt. Und dann hat sie laut aufgeschluchzt, hat die Schürz' über's Gesicht geschlagen, und stürmt die Treppe hinauf in ihre Kammer. Die Magdalen' hat einen spöttischen Lacher gethan, daß ich gemeint hab', ich müßt mich an ihr vergreifen. „So steht's! Todt schämen will sie sich, wenn der Dehm so was von ihr glaubt!“ Und heulen thut sie, und heim gehen will sie. Na, da wird wohl dann nit mehr zu ändern sein, wenn nit der Herr Schwager das Wort findt', sie zurückzuhalten! Na, ja, dem Einen sein Gul' ist dem Andern sein Nachigall. Darum muß meine arme Schwester so früh sterben, und kriegt nachher auch noch so eine sündhafte Grabchrift. Und das bei sich behalten müssen! Und nit sagen dürfen! Es giebt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.“

Und kaum ist's letzte Wort heraus, so sehe ich sie auch schon die Gasse herunter laufen, daß die Röcke und die Haubenbänder fliegen, und sie beinahe ihre Schuhe verliert.

Ich bin sitzen geblieben, als wenn einer ein Faß auf mich gestülpt hätt', und ich könnt' keine Lust und kein Licht kriegen, ganz verdattert, und hab' lang' keinen richtigen klaren Gedanken fassen können. Das eine ist mir nur deutlich gewesen. Die Hildegard geht fort, auf Nimmerwiedersehen! Ich hab' den ganzen Morgen herumsimulirt und hin und her gedacht, aber der Schluß war immer derselbe. Die Hildegard fort! Jetzt, wo ich sie verlieren sollt', hab' ich recht gewußt, was sie mir Alles gebracht hat. Behaglichkeit in Haus und Hof, und Fröhlichkeit, so hell wie Maisonnenschein hat sie um sich her verbreitet. Und ist doch solch' ein lieb' herzig's Ding mit seinen schelmischen Augen. Wahrhaftig, das Mäd'el ist mir recht an's Herz gewachsen, ich hab' sie lieb, wie ein Vater.

17. August. Ist eine gar lange Zeit her, daß ich nit mehr in dies Hest niedergeschrieben hab'! Aber heut', am gnadenreichen Tag des heiligen Rochus, noch dazu, da wir heut' ein dreifach Fest feiern, heut' muß ich doch Alles nachtragen, und mein übervoll freudig, dankbar Herz ein wenig erleichtern. Auch schwäpen nebenan die Weiber in der Stub' so laut, daß da kein Bleiben ist, und daß sie beinah' nit hören, wie der Bub' anhebt zu schreien aus voller Kraft. Der Tausend, hat

der eine Stimme! Heut' in zwanzig Jahren ist er, so Gott will, Chorsänger in der Prozession.

Zawohl, das hätt' ich nit gedacht, vor nun achtzehn Monat, wie ich so betrübt im Stübel saß und wußt meiner Seel' keinen Rath, was es nun geben soll. Die Magdalen' und die Lisabet selig, und die Grabchrift und die Hildegard, — das hat Alles zusammen einen Hezentanz aufgeführt in meinem Kopfe. Mittag hat's mittlerweile geläut', und die Hildegard ist 'nein kommen und hat den Tisch gedeckt zum Essen. Sehr blaß hat sie ausgesehen und roth verweinte Augen, aber sonst war

lachen müssen, und hab' zu mir selbst gesagt: „Alter Rochus, merkst du's, was mit dir vorgeht! Bist du nit bis über die Ohren verliebt in das Mäd'el? Willst du blauen Dunst vormachen, und nit glauben was der Zornteufel heut' morgen früher herausgekriegt hat, als du selber.“ Und dann ist der alte Großvater in mir, der in der letzten Zeit eingeschlafen war, wieder wach worden, und ich hab' überlegt: Aber ein Wittmann, und so viel älter wie das Mäd'el: Und der Magdalen' ihre Stimm' hat mir ganz deutlich zugewispert. Vielleicht nimmt sie dich, aber dann doch nur um dein Hab und Gut. Aber das hab' ich doch besser gewußt. Wenn's ihr um Hab und Gut ging, hätt' sie ja den Altgesellen nehmen können. Und dann ist mir wieder eingefallen, was die Magdalen' Morgens gesagt hat: 'n stattlicher Mann! Und was hab' ich gethan. Ein Bißchen schämen thu' ich mich wahrhaftig, wenn ich dran denk! Bünd mir ein Licht an, schließ der Lisabet ihre gute Stub' auf, geh' hinein, stell' mich mit dem Licht vor den Spiege! und schau' mich auf meine Stattlichkeit an. Was ich aber herausgekriegt hab', weiß ich nit mehr recht, denn die Hildegard, die das ungewohnte Licht gesehen hat, ist ganz erschrocken hereingekommen, und hat gemeint, es wär was passiert. Und wie sie so in der Thür steht, wie das Licht auf ihre Kräusellockchen und die herzigen Augen scheint, und mir alle meine Gedanken auf einmal einfallen, da hab' ich mich gar nit mehr halten können. Alles was ich vorher gedacht und mir überlegt hab', ist fortgeblasen gewesen, ich hab's Licht auf die Kommode gesetzt, hab' die Hildegard umgefaßt und laut herausgerufen: „Hildegard, willst' mich denn gar nit heirathen?“

Das arme Ding ist des Tod's erschrocken. Sie hat ganz ruhig eine Weile in meinem Arm gelegen, daß mir angst und bang' worden ist. Nachher hat sie die Arme um meinen Hals gelegt und mich geküßt. Das war Antwort genug. Das Licht ist heruntergebrannt, wir haben's nit gemerkt. Wir haben uns Alles erzählt, die Hildegard hat mir's gesagt, daß sie zuerst nur ein Mitleiden mit mir gehabt hat, weil ich doch noch so jung wär', und kennt keine Freud' und kein Vergnügen auf der Welt, und nachher, wie sie gemerkt, daß die Magdalen' mir Schlingen stellt, hätt' sie einen rechten Zorn gekriegt und gedacht: Wenn er sich von der fangen läßt, dann ist's halt kein Mann, dann hat er sein Schicksal verdient.

Wie ich ihr dann den Antrag für den Altgesell gemacht hab', da wär' ihr ein Stich durch's Herz ggangen, sie hätt' gedacht, wenn er das für 'nen Andern thun kann, da wird' er sich wohl wenig aus dir machen. Wie die Magdalen' heut' Morgen so gezetert hätt', wär' ihr gar 's Herz ganz in die Schuh gefallen.

Die Magdalen'! Ja eigentlich ist die Magdalen' doch an unserem Glück schuld gewesen. Ich hätt' noch lang mit 'ner Binde um die Augen herumgehen können, wenn die mir sie nit heruntergerissen hätt'. Und weißt du was, Hildegard, hab' ich gesagt, 's ist ein bö's Weib, und hat ein bö's Mundstück, aber so ganz Unrecht hat sie doch nit gehabt. Sie hat früher gewußt, wie 's um mich steht, als ich selber. Und weil sie denn doch mit an unserem Glück schuld ist, wollen wir ihr die Bosheit verzeihen, und weil sie doch meiner Frau Schwester ist, wollen wir jetzt gleich zu ihr gehen, und ihr sagen, wie 's steht. Die Hildegard hat ge-



Nach dem Fischfang. — Siehe Seite 80.

Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Artistischen Union A. G. Müller u. Co., Berlin.

sie wie immer, daß ich einen Augenblick gedacht hab', sie hätt' sich anders besonnen. Aber noch dem Essen hab' ich gehört, wie sie der Cv' in der Küch' allerlei Anweisungen giebt, wie sie's in Zukunft machen soll, und da ist mir wieder ein Centnerbohnen auf's Herz gefallen. Und dann hab' ich immer wieder an der Magdalen' ihr giftig Geschwäy denken müssen, und ob sie wohl ihren Mund halten kann wegen der Grabchrift, der unglückseligen. Aber daran zu denken, hab' ich mich eigentlich mehr gezwungen, im Herzensgrund hab' ich nur immer die Hildegard gehabt. Und auf einmal, wie ich so in der Dämmerung sitz', und gar betrüblich überleg', daß ich morgen um die Zeit wieder mutterseelenallein bin, da ist mir ein Gedanke kommen, bei dem ist mir's zuerst siedend heiß und dann eiskalt worden, und ich hab' ganz laut gesagt: „Dumm' Zeug!“ Aber er hat sich nit vertreiben lassen, er ist wieder und wieder kommen. Und zuletzt hab' ich beinah' bei mir selber





Erstes Gebet. Von Hubert Herkomer. — Siehe Seite 80.



lacht. So gefällst du mir, sagt' sie, so bist du ein Mann, nur mit ducken. Wenn ich wüßte, daß du dich mal später vor mir ducken wirst, da wollt' ich dich lieber schon gar nit nehmen. Wie wir schon beinah' an der Thür sind, um hinauszugehen, muß ich sie doch noch mal fragen: „Sag' Hildegard wirst du wirklich morgen nach Haus gehen?“ Freilich, sagt' sie, aber weißt, halb todt hätt' ich mich nach dir verlangt! Und dafür mußst' ich sie noch küssen.

Das Andere ist so gekommen, wie es Sitte und Brauch ist. Die Magdalen' hat' gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Drei Monat später, auf unsrer Hochzeit, hat sie sich mit einem Wittmann in den besten Jahren versprochen und ihn auch bald darauf geheiratet! Die Nachbarn erzählen sich, daß die Frau's Regiment im Haus' hat, und alles an ihrem Mann vergilt, was der seiner Ersten angethan hat.

Aber von der Hildegard und mir, da ist gar nit zu sagen. Wir danken jeden Morgen unserem Herrgott, daß wir zusammen einen neuen Tag erleben. Und heut' ist unser Bub' getauft worden. Rochus heißt er. Wie ich heute Morgen bei der Rochus-Prozession mit dem Flambo an meinem Haus vorbeigang bin, haben alle Gloden gekläutet, die Musil hat gespielt, und die Fahnen sind in der Morgenluft geweht. Da hab' ich gemeint, das ist Alles extra für mich, und als ich am Fenster meine Frau mit dem Kind auf dem Arm gekeh'n, hab' ich aus dem allertiefsten Herzen mitgefungen: „Großer Gott, Dich loben wir.“

Der Lisabet ihr Grab ist ein wahrer Blumen-garten. Sie hat freilich Zeit ihres Lebens nit viel von Blumen gehalten, hat sie unnützes Zeug genannt, aber die Hildegard hält das Grab gar schön. Ueber der Grabstift hat sie einen dichten Immergrünmantel gezogen. Die Leute sagen, es sei schade für den Vers, den man gar nit mehr lesen könn't, aber es ist doch gut so!

Ragerecht verboten.

### Die Physiognomie des Arbeitstisches.

Studienblätter von Egon von Feldern.

**V**ervor aus deinem Winkel am Fenster, du treuer, nützlicher Gefährte unserer Frauen! Laß mich die wohlgestärkte Gardine ein wenig zurückziehen, und dich einmal mit einem Blick voll theilnehmender Bewunderung betrachten, du täglicher Schauplatz von der Hausfrau verschiedenartiger Thätigkeit, ihr Arbeitstisch!

Du bescheidenes, kleines Ding! Noch Niemand ist es bisher eingefallen, deine Verdienste öffentlich zu rühmen; kein Sang erklang zu deinem Lobe, weder in einfacher Dinte, noch in der anspruchsvolleren Druckerschwärze. Und doch bist du manchmal ein Stückchen eigenartiger Poesie, auch im ärmlichsten Heim, in dunkler, freundloser Umgebung. Ja, du bist im Stande, das Wesen und die ganze Seele deiner Herrin zu verrathen!

Wenn wie wir Menschenkinder unserer Umgebung meist den Stempel unserer Eigenheit ausdrücken, so zeigt auch der Arbeitstisch je nach den Neigungen seiner Herrin ein gar verschiedenes Gesicht. Da giebt es ordentliche und unordentliche Tischchen, da giebt es hoch aufgestaute, mit Arbeit beladene, und solche, die nicht viel mehr aufweisen, als eine hübsche Plüschdecke, eine Bonbonnière und ein Plätzchen Odeur. Der eine ist in künstlerischer Arbeit ausgeführt, mit den stolzen, prunkenden Formen und dem Geschmack einer längst vergangenen Zeit, und die daraufliegende, angefangene Stiderei im Rahmen zeigt das Allianz-Wappen zweier altadeliger Geschlechter, während der andere in der ärmlichen Bauernstube aus roth lackirtem, gewöhnlichem Holze besteht. Eine weiße gehaltete Decke hängt auf vier feste, gerade Beine herunter, und oben auf liegt ein Häußlein grober, wollener Strümpfe neben einem blau und roth bemalten Stopfje und dem umfangreichen, eiser- nen Fingerhut.

Drüben im Nachbarhause, drei Treppen hoch, steht auch ein sonderbares Ding am Fenster. Es zeigt säulenartige Füße, und das dunkle Holz ist hie und da durch eine seltsame Messing-Verzier- ung unterbrochen.

„Empire!“ flüstert ein danebenstehender dicker Herr entzückt, während ein junger Offizier mit ernstem Antlitz auf den alter- thümlichen Arbeitstisch niederblickt.

Vom Nebenzimmer her ertönt die monotone Stimme des Predigers, einige dunkelgekleidete Menschen, welche ernste, trauervolle Gesichter zeigen, füllen den Raum; man ist im Begriffe, die sterbliche Hülle des alten Fräuleins Berger zu be- statten, welches hier gelebt und vor zwei Tagen eines schnellen sanften Todes gestorben ist.

Auf dem Arbeitstische wohnt noch die frische Spur ihres alten, einharnen Daseins. Da liegt das grüne Brillenfuteral, die vielgelesene, abgegriffene Bibel, und neben einem Glase Wasser die Schachtel mit Pillen, von welchen die arme Seele wohl zulezt noch genossen. Sonst herrscht peinlichste Ordnung und Sauberkeit. Auf ihrem langjährigen Platze steht die Strick- schale von hellem Birkenholz mit dunklem Rande, auf deren Außenseite man Tante Camilla's Heimatsort auf kleinen, schwarzen Lithographien erblickt.

Wie oft hat sie ihren Neffen und Nichten, denen all' die unzähligen Strümpfe von Tante Camilla's Händen galten, auf den undeutlichen Bildchen das Haus gezeigt, in welchem sie ge- boren, die Stelle, wo sie als kleines Kind gespielt, und den Kirchhof mit den Plätzen, wo die Gräber ihrer Eltern liegen. Lange, lange sind sie todt, aber Tante Camilla hat in kind- licher Fiedel nie aufgehört, sich mit frommen Gedanken an jenen Erdenwinkel zu verlegen.

Nun hat auch sie einen mühseligen Weg beendet; — in der Strickhale liegt ein vollendetes, großes Paar schöner, weißer Herrensocken, und die Stricknadeln daneben sehen aus, als sei eben

die letzte Nahe heruntergestreift; Tante Camilla's Aufgabe ist vollendet.

Da fällt ein großer, heller Tropfen in die Strickhale hin- ein. Der hübsche junge Offizier, welcher die ganze Zeit neben dem Arbeitstisch gestanden, fährt hastig zurück, indem er etwas wie „verteufelt“ zwischen den Zähnen murmelt.

Es ist Bert, der Lieblingsneffe, der Abgott und das Ent- zücken Tante Camilla's, die Verkörperung ihrer Jugend-Ideale, die späte, wunschlose Liebe einer alten, unverheiratheten Dame.

Ihm galt der warme Sonnenschein, welcher zuweilen das welke Gesicht verhöht hatte; ihm galten die Seufzer, welche manchmal über ihrem zufriedenen Dasein schwebten, ihm galt endlich das letzte Wort der fleißigen Stricknadeln, die schönen, weißen Soden.

Bert kennt sie bereits, weiß für wen sie bestimmt waren, und mit Macht drängt sich ein schmerzliches Bewußtsein in die leichtsinnige Nichtenaußenseele. Es ist ihm, als würde ihm in dieser Stunde ein unermeßlich reicher Schatz begraben, dessen Werth er nie zu schätzen gewußt.

„Hellmann besucht seine Erbante!“ hieß es unter den Kameraden, wenn Bert, — allzuoft war's leider nicht gechehen, — die drei Treppen erklimm, um mit der wunderlichen, alten Dame Mähle oder Whist zu spielen.

Du lieber Gott, zu erben gab es hier nichts, der junge Mann war sich bei diesen Gängen vollständiger Uneigenmütig- keit bewußt; aber jedesmal wenn die Tante ihrem Lieblinge die Karten legte, so spielte darin eine schöne und reiche junge Dame die Hauptrolle. Die Reichthümer dieser jungen Dame waren unermeßlich, und stets spazierte dieselbe mit dem Range einer Gräfin oder Prinzessin unter den anderen Karten umher.

Das letzte Mal hatte Tante Camilla dem Neffen mit ge- heimnißvoller Miene ein Blatt in die Hand gedrückt, es war ein Loos.

„Nimm es, mein Bert,“ hatte sie geflüstert, „es muß ge- winnen, ich habe die Nummer vorgelesen im Traume gesehen! Wenn Du dann einmal eine reiche Frau nimmst, so bist Du doch nicht gar so abhängig von ihr, Du armer Junge.“

Der junge Mann legt einen Augenblick die Hand auf seine Augen, und all' seine Sünden schleichen sich wieder in sein schmerzliches Bewußtsein.

Aus hohlen Augen grinst ihn die Sorge an: „Was soll werden?“ — Großer Gott, wohin hatte ihn ein unbegreiflicher Leichtsinm geführt!

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Amen!“ schloß der Prediger im Nebenzimmer seine Rede, und wir wenden uns einem anderen, weniger traurigen Bilde zu.

Der Arbeitstisch der Frau Majorin von Wilsel! Ein Seufzer drängt sich uns auf die Lippen, denn hier ist nichts von kleinlicher, pedantischer Ordnung, nichts von ängstlicher Pünktlichkeit zu sehen, vielmehr weilt das Auge etwas erschrocken auf dem Vielerlei, was sich im Laufe des Tages auf diesem Tummelplatz angestrengter weiblicher Thätigkeit und Geschicklichkeit zusammenfindet.

Auf dem Nähtische liegt ein Ueberrock, an welchem Frau Helene wohl gerade eine kleine Reparatur vorgenommen. Hier am Kermel hängt noch die Nadel an langem Faden, da scheint das Kermelfutter schadhaft geworden zu sein! Ohne Zweifel sind es diese kleinen Reste von weißer Seide, welche dem Uebel fernern sollten; es ist alter, glanzloser, aber schwerer Seiden- stoff! Mir ahnt, daß ich hier noch einen Theil von jenem schimmernden Hochzeitskleide vor mir habe, in welchem einst die holdselige Braut meines Freundes vor dem Altar stand.

O Du sparjam häuslicherischer und doch so unendlich sinniger Frauengeist! Wohl mögen Dich süße, wehmüthige Gedanken mitten in mühseliger Alltags-Arbeit überkommen haben in der Erinnerung an jene traumhaft kurzen, wunder- herrlichen Stunden, da die weißen Seidenfallen mit dem Myrtenschmuck den Körper umschlossen.

Seufzend nimmt sie das kleine abgegriffene Buch zur Hand, welches stets auf dem Arbeitstische liegt, und vertieft sich in die gestrigen Ausgaben der Köchin.

„Diesmal will ich Alfred gewiß nicht wieder quälen,“ denkt Frau Helene, „ich will mir alle Mühe geben auszukommen! Butter, Eier, Milch, Obst! Da hat die Person mir richtig wieder acht Mark verbraucht! Wer von Euch unnützen Göhren hat sich wieder ohne Erlaubniß Obst mitbringen lassen?“

„Ja!“ ertönt da eine kleinlauten Mädchenstimme vom anderen Fenster her: „Rudolf und ich essen so gerne Äpfel, Mütterli!“

„Laß das in Zukunft bleiben, liebe Kinder, eh' Obst bei Tisch, aber nicht außer der Zeit. Du bist nun verständig genug, um mir ein wenig bei Eriparnissen in der Haushaltung zur Hand zu gehen, meine Ase! Freilich,“ setzte Mama lächelnd hinzu, „den Haushalt, den Du einmal führen wirst, Kind, den müßt ich auch sehen!“

Der Badtsch verlenkte schmollend das frische Gesicht in die geheimnißvollen Schiebläden eines erst kürzlich erhaltenen, zier- lichen Arbeitstisches. Obenauf prangt in stolz eingelegten Buch- staben der Name „Ase“; zieht man aber die oberste Lade heraus, so steht auf der inneren Seitenfläche mit leisen, schwä- chernen Bleistiftstrichen der Name „Bert“ zu lesen, und die ungeschickte Form eines Herzens ist darum gezeichnet. Alschens Lippen drücken sich auf diese Stelle:

„Dir wollt' ich 'mal eine Hausfrau sein,“ denkt der blonde Kraustopf, „da sollte die Mama Augen machen!“

Schnell wird das Fach wieder geschlossen, die andere Schieb- lade scheint ohnedies beständig geheimnißvoll bewacht zu werden; aber es schaut etwas Buntcs aus der Spalte heraus, was sich bei näherer Besichtigung als das Abbild eines menschlichen Gesichtes erweist; es sind die armen, verbrannten Papier- Puppen, die hier mit ihren Erinnerungen an bessere Zeiten begraben liegen und nur noch selten und ganz heimlich das Tageslicht erblicken.

Ase büßt sich wieder seufzend über das verhaßte Stück- chend aus der Schule, auf welchem das Alphabet nach althergebrachter, schülerhafter Weise vorgezeichnet ist.

Langsam und mit Widerstreben ziehen die mit einigen Tintenfedern behafteten Fingerchen den Faden aus und ein, ab und zu spaziert ein Apfel aus den Tiefen der Kleidertasche hervor, ein herzhafter Biß wird hinein gethan, worauf er wieder verschwindet.

Einer der seltsamsten seiner Art ist freilich dieser Badtsch- Arbeitstisch und ein Anhaltspunkt, welcher auf häusliche Neigungen und hauswirthschaftliche Talente hinweist, ist nicht zu entdecken. Wäcker aller Art liegen umher, Gesangbuch, Bibel, Katechismus, noch zusammengedrallt nach Mädchenart, wie man dies in der Confirmandenstunde zu thun pflegt. Zwischen darin steht die Photographie eines alten Herrn mit weißen Haaren, der Herr „Pastor“, und vorn liegt ein läng- liches Album mit Goldschnitt „zum Einschreiben“. Es ist das

Album einer Herzensfreundin, Ase von Hellmann, und Ase kann das Blättern darin nicht lassen; soeben schlägt sie, zum hundertsten Male schon heute, die bedeutungsvolle Seite auf, und es prägt sich ein Gemisch von Reugier und Freude, ein frunkeln und schelmisches Aufleuchten in den lebhaften, braunen Kinderaugen aus. Hier stehen von fester, etwas weit aus- holender Männerhand die wenigen Worte:

„Fröhlich, fromm, frei!  
Dein Bruder Bert,  
Lieutenant im . . . Infanterie-Regiment.“  
Jetzt holt Ase Feder und Tinte herbei, schlägt weit hinten in dem Büchlein eine Seite auf und schreibt darauf nieder:  
„Das Leben ein Traum, träume glücklich!  
Deine ewig treue Freundin  
Ase.“

Hierauf riesiger Schnörkel und Punkt, und mit tiefem Seufzer verzehrt diese Freundin sodann den Rest ihres Apfels, lecht mit ungeheurer Geschwindigkeit alle fünf Fingerchen ab, und wirft die Kerne dem ahnungslos schlummernden Moppi auf den Rücken.

„Mein süßer Moppi, nicht wahr, Bert ist ein guter Du- tel?“

In einem ungemein lauchig drapirten Erker lehnt eine Frauengestalt im Sessel. Düstig fliebt das feine, weißwollene Gewand um sie her, und in dem weichen, dunklen Haar des zierlichen Kopfes hängt verführerisch schön eine matte, halber- schlossene Rose. Vor ihr auf dem Arbeitstische, wenn man das elegante Ding mit den krausen Berichdnrdelungen wirklich so nennen darf, ruht ein enormes Bouquet.

Die junge Frau nimmt es einen Augenblick auf, drückt das feine Puppen Gesicht hinein und lächelt fastästisch:

„Lieben soll ich Dich,“ murmelt sie, „die Deine werden für alle Zeit, Du bunter Falter mit den unschuldigen, blauen Augen! — Nur gut, daß ich wenigstens weiß, daß ich diesen eleganten Blumenstrauß nachher bezahlen muß!“

Ein leises Röcheln dringt hinter den Lippen hervor, aber aus dem achlos auf ihren Platz zurückgelegten Blumen gleitet ein rosa Billel auf die spiegelblanke Oberfläche des Arbeit- stisches herab, und die leidenschaftlichen Worte eines ungeduldrigen Bewerbers glühen der jungen Witwe daraus entgegen:

„Geliebte Freundin!  
Wie lange soll ich harren in dieser peinvollen Ungewißheit?  
Gönnen Sie mir endlich einen freundlichen Blick, zum Zeichen,  
daß Sie die Meins werden wollen!  
Mit allen seinen Schwächen und Fehlern liegt Ihnen zu Füßen  
unwandelbar  
Ihr Slave  
Kadbert von Hellmann.“

Bert, armer Bert, wo bist du hingerathen? — Flich', hier ist nicht der Ort, woher das Glück dir kommt!

Freilich die Sorgen, armer Schelm, die wärest du los im Schoße des Reichthumes, aber unrettbar legst du auch eine neue, entsehlische Kette dir an!

Betrachte einmal den Keinen, eleganten Arbeitstisch der Dame Deines Herzens, und hast Du einen Blick, ein Ohr dafür, so erzählt er Dir getreulich die künftige Geschichte Deines Glends.

Weiß und zart sind freilich die Hände, die sich in der glänzenden Politur spiegeln; aber sie arbeiten nicht; denn Alles, was Mühe macht und dieselben verdirbt, besorgt ja die Jungfer! Da ist keine freundliche Ueberraschung für einen lieben Verwandten zu finden, man lauft die Handarbeiten so bequem im Laden, wenn die Mittel dazu im Ueberflusse vor- handen sind. Sie und da wird wohl in den Katalogen des Pariser Modehändlers gebüffert, die sich nach und nach auf dem Arbeitstische ansammeln, zuweilen auch, weil's eben Mode ist, nimmt man gähnend jenes Nöckchen von grobem Stoffe zur Hand, für den Armenbazar. Doch wenn wir dieses Werk der Varnherzigkeit näher betrachten, bemerken wir, daß die feinen Fingerchen gar häßliche, lange Stiche genäht.

Dem Ganzen mangelt jener Hauch, der selbst den unschein- barsten Dingen ein wenig Himmelsglanz zu verleihen vermag, jener Hauch der Liebe, welcher unsichtbar die ganze Umgebung einer echten Frau umschweben und durchwärmen muß.

Wende dich ab, junger, leichtsinniger Heißsporn, und wirf dich nicht voreilig dem Verhängniß in die Arme!

Doch was hilft es, auch du mußt deinen Weg verfolgen, auch dir sind bittere Erfahrungen, dunkle Prüfungstunden nicht erspart, wenn der heißersehnte Gegenstand Deines frischen Nichtenamtscherzens sich dir ergibt und deine Braut wird.

Dann nahen Zeiten des seligen, süßen Glückstaumels, mit mancher Demüthigung vernischt, durch manchen kleinen Neger getrübt. Mit Schrecken bemerkst du, wie langsam dein frohes Selbstbewußtsein niedergetreten wird in den Staub kalter Egoismus berührt dich zuweilen eifrig, und wachsende Herrschsucht will dich hohnweitem, dir deinen edlen Stolz verflämmern.

Doch dem Himmel sei Dank, der alten Tante Camilla ge- liebter, junger Brausewind ist nicht der Mann, der sich bücken und krümmen läßt, um durch das goldene Pfortlein der Frau Fortuna zu gehen.

Dem Himmel sei Dank, er findet den Ausweg zur rechten Zeit, die schlafte Tante schnell zum Himmel auf und, der Freiheit wiedergegeben, findet sie aus eigener Kraft sich auf dem alten Boden wieder zurecht.

So ist im Sturme und Wetter aus der schlafte Tante ein starker Baum geworden, und aus dem gedankenlosen, leichtsinnigen Bert ein Mann mit festem, eisernem Willen.

Nur gemach! Auch ihm soll das Leben noch einmal freund- lich lächeln!

Ja, dürst' ich ihm den Schleier der Zukunft lüften und ihn hineinführen in den hellen, sonnigen Raum, wo das Auge mit dem innigen Interesse, das man einem jungen Heim so gern entgegenbringt, umhersehweißt! Nur einen alten Kame- raden sände er unter all' den schönen, neuen Dingen, den Schreibtisch aus der Junggeilkenzeit, der ihn hierher begleiten durfte in des Paradies, wenn auch mit manchem Tintenflöz in Ehren geschmückt. Aber auch wir begrüßen einen alten Be- kannten.

Dort am anderen Fenster, halb hinter der Gardine ver- steckt, steht ein zierlicher, kleiner Arbeitstisch. Obenauf ist in eingelegten Buchstaben der Name „Ase“ zu lesen, und öffnet man die oberste Lade, so findet sich, von kindischer Hand an einer der Seitenwände ein Herz gemalt und darin der Name „Bert“ in zaghaften, leisen Bleistiftstrichen, begleitet von vielen Ausrufungszeichen, die eine glückselige Braut später hinzu- gefügt.

Freilich, die Gegenstände, die einst auf dem Tischchen lagen, haben anderen, ganz anderen Dingen Platz gemacht! Aber



allerliebste und sauber schaut das Tafel aus, worauf die junge Hausfrau gewissenhaft die kleinen Ausgaben des Tages zu notiren pflegt. Der Rand ist mit kleinen Engelsköpfen bemalt, und oben schmückt denselben eine blaueidene Band-schleife.

Einwas für Bett — 1 M.  
lesen wir zunächst, — es handelt sich offenbar um eine kleine Ueberrückung.

Ein neuer Stiefelnecht — 2 M.  
Ein Lampenschirm für Bert's Zimmer — 0,50 M.  
Darunter steht in kleiner, zaghafter Schrift, als schämte sie sich ihres Tafelns:

Kepfel — 20 Pfg.  
Die Kapsel scheinen immer noch eine gewisse Rolle zu spielen, wengleich Bert jeden Gedanken und jede Herzensregung für sich in Anspruch nimmt, wengleich aus dem unnützen Bäckisch eine sorgsame, pflichttreue Hausfrau geworden ist.

Doch was sehe ich hier! Ist das nicht die Strickhale der seligen Tante Camilla, mit den kleinen, schwarzen Lithographien ihrer Heimath?

Wahrhaftig, da steht das alte Ding, mitten unter all' den netten, zierlichen Sachen, und ein Paar süße, weißwollene Baby-Strümpfchen liegen darin!

Ja, Frau Ilse hält das Andenken der guten Tante Camilla hoch und werth, denn diese und keine Andere ist es, die die Gründerin und Schöpferin all' des rosigen Glückes wurde, das über ihren Liebling Bert gekommen.

Außer all' den vielen Strümpfchen und Soden und den tausend werthlosen, kleinen Gaben, womit sie ihn seit seiner Jugendzeit überhäuft, hatte sie diesem auch einst ein Voos geschenkt, und dies war, wie wir wissen, ein besonderes Glücksloos gewesen, da Tante Camilla die Nummer im Traume gesehen hatte.

Und woran sie mit allem Ernste und aller Festigkeit glaubte, das geschah denn auch.

Bert wurde eines Tages ein wohlhabender Mann. Befreit von den drückenden Sorgen der Existenz, los von aller Abhängigkeit, durfte er sich nun einen Wunsch gewähren, der ihm eigentlich schon lange mit stiller Sehnsucht das Herz erfüllte. Er schuf sich ein friedliches, eigenes Heim, nahm sich eine geliebte, kleine Frau.

Sie ist keine Gräfin und keine Prinzessin gewesen, die er heimgeführt, aber sie ist die Rechte, und wenn ich dies nicht von selber wüßte, so hätte mir's der kleine Geburtstagsstich dort drüben verrathen!

Nachdruck verboten.

### Thee.

Von Hanns von Spielberg.

Es gab eine Zeit, — sie liegt nicht allzu weit zurück, — in welcher der Theetisch und zumal der sogenannte Berliner Geheimraths-Theetisch arg verpörrt wurde. Fast guter Ton war es geworden, nach berühmten Beispielen von gewissen Abenden in gewissen Salons der Potsdamer Vorstadt nur mit wohlgefälliger Ironie zu sprechen und das wässerige Getränk, das in ihnen in Begleitung möglichst durchsichtiger Sandwichs gereicht wurde oder gereicht werden sollte, in Parallele zu den verwässerten geistigen Genüssen zu stellen, von welchen jene Kreise angeblich zehrten. Ich glaube, man hat den „Thee-Abenden der gnädigen Frau“ bitteres Unrecht gethan; wohl möglich, daß die leibliche Verpflegung nicht immer auf der Höhe der Ansprüche der Herren Besucher stand, und sehr wahrscheinlich, daß das Gespräch nicht stets von jenem sogenannten Geistesreichthum gewürzt war, den die jüngere Generation gern als unentbehrlich bezeichnet, um doch meist ihrerseits zwischen acht und elf Uhr Abends ihr eigenes Licht unter den Scheffel zu stellen. Jene Thee-Abende waren aber in ihrer Anpruchslosigkeit eine wahrhafte Schule liebenswürdigster Geselligkeit, eine Schule der guten Sitte, zu deren Übung auch einmal die Kunst gehört, — sich mit einiger Grazie langweilen zu können. So viel ich weiß, — ich bin aber gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen, — haben wir für den Geheimrathsthee nichts Besseres eingetauscht; er ist entschwinden und großartige Soupers sind an seine Stelle getreten, bei denen man materiell allerdings besser aufgehoben ist, — ob auch geistig, lasse ich dahingestellt.

Wenn ich nicht irre, habe ich es in diesen Blättern früher schon einmal gesagt: die Kunst des Blanderns droht auszusterben. Gerade der leichte Blanderton fand aber am Theetische eine heimathliche Stätte, und ich nehme keinen Anstand, auch dem Thee selbst daran einen kleinen Antheil zuzuschreiben. Der wärzige Trank wirkt unzweifelhaft in hohem Grade anregend, und es ist mir deshalb auch unerfindlich, warum unsere Hausfrauen die Tasse Thee, welche ehemals jedem Souper vorausging, mehr und mehr in Fortfall kommen lassen; es war mir stets unerklärlich, warum der alte gute Hebel es in seinen amüsanten Mittheilungen eines Gourmand für eine „seltsame“ Sitte erklärte, vor dem Souper Thee zu trinken. Wir kennen Alle das etwas peinliche Gefühl während der Versammlung einer Gesellschaft, die Empfindung des Wartens der kommenden Dinge, — nichts hilft über diese Momente besser hinweg, als eine Tasse Thee. Man saß mit ihr gewissermaßen festen Fuß im fremden Heim, in einer fremden Gesellschaft, und ich geteue offen, ich habe aus der Art und Weise, wie die einzelnen Gäste sich zu dieser Tasse Thee stellen, oft genug die interessantesten Schlüsse gezogen. Wie ein Herr die Tasse nimmt, wie er sie hält, — und nicht zuletzt, wie er sich ihrer wieder erledigt, ist charakteristisch für ihn. Man vergleiche nur einmal die ungezwungene Leichtigkeit, mit welcher der geschulte Mann von Welt diese nicht immer ganz leichten Operationen ausführt, mit der Schwerfälligkeit des behabigen Bankiers, der eine halbe Stunde die Dienste des Dieners in Anspruch nimmt, ehe er Zucker, Sahne und womöglich außerdem Rum zu seinem kleinen Theepunsch vereinigt.

Zucker, — Sahne, — Rum! Uns erscheinen diese drei an sich sehr achtungswerthen Dinge fast als ein unentbehrliches Zubehör des Thees, und doch find sie es keinesfalls, sie rauben im Gegenheil einem wirklich guten Thee seine höchste Feinheit und dienen bei uns leider meist nur dazu, die Schwächen des aromatischen Getränkes zu verdecken. Ich lasse mir allenthalb noch ein klein wenig Zucker gefallen, aber ich verhorrescize die Sahne, und ich höre von dem Augenblick an, in dem

Spirituosjes hinzutritt, auf den Thee als Thee zu betrachten. Es kann zwar auch dann noch eine höchst erfreuliche Wirkung entstehen, aber man bezeichnet sie, wenn auch vielleicht nicht ganz ästhetisch, so doch treffend mit dem Namen Grog. Thee mit Vanillegeschmack aber ist geradezu fürchterlich, und auch für die moskowitzische Zutat einer Citronenscheibe danke ich unterthänigst.

In der That ist aber ein wirklich guter Thee bei uns eine Seltenheit und vielleicht ist kein anderes Genußmittel der Verschönerung in gleicher Weise ausgelegt, als der Thee.

Schon in seiner Heimath, — und nicht nur in China, sondern auch in Japan und Ostindien, — unterliegt er den raffiniertesten Fälschungen. Der sogenannte grüne Thee sollte überhaupt nur mit Vorsicht gebraucht werden: das schnellere Trocknen der Blätter hält in diejenen zwar eine größere Menge aromatischer Bestandtheile zurück, macht ihn aber zugleich auch ungesund.

Nun aber zur Zubereitung.  
Ein uraltes chinesisches Recept, das von dem Kaiser Kien-Long stammen soll, sagt bezeichnend: „Setze über ein mäßiges Feuer ein Gefäß mit drei Fäßen, dessen Form und Farbe darauf deutet, daß es lange im gleichen Gebrauche war. Gieße in dies Gefäß klares Wasser von geschmolzenem Schnee und erwärme dasselbe bis zu dem Grade, bei welchem der Krebs roth und der Fisch weiß wird; fülle das Wasser in eine Tasse, in die Du ausgefudte Theeblätter legest, und laß es ein wenig stehen, bis nur noch leichte Nebel auf der Oberfläche schweben, der dicke, erste Dampf aber verfliegen ist. Dann trinke den köstlichen Trank, und Du wirst gegen alle Sorgen, welche unser Gemüth beunruhigen.“

Ich weiß nicht, ob dies Recept unseren liebenswürdigen Hausfrauen genehm ist, ich weiß nur, daß gegen seine gewiß richtigen Grundzüge unendlich oft gefehlt wird. Vor Allem gehört weiches Wasser zum Thee, und wenn man über solches nicht verfügt, so sollte man unbesorgt eine kleine Prise Natron als Zusatz nehmen. Dann verlangt die Behandlung des Wassers peinliche Sorgfalt: der Topf, in welchem es gekocht wird, darf, wie wohl in jeder guten Küche überhaupt, nur diesem einen Zwecke dienen; das Wasser soll gerade den Siedepunkt erreichen, aber nicht zu lange im kochenden Zustande bleiben. Und dann endlich

Nun, die Methode Seiner Majestät des Kaisers Kien-Long ist für uns in der That wohl nicht recht zweckentsprechend, wir können nicht jede Tasse einzeln ausbrühen. Aber das Gefäß, in welchem wir unseren Thee erzeugen, soll höchstweiser Vorsicht wiederum entsprechen, es soll „nach Form und Farbe darauf hindeuten, daß es lange im gleichen Gebrauche war“. Ich ziehe dabei ein irdenes jedem Metallgefäße, auch den vielbeliebten Silberkannen, vor und spüle dasselbe jedesmal, ehe ich es gebrauche, ordentlich mit heißem (nicht warmem) Wasser aus, — als aller Junggefelle bin ich nämlich vorsichtig genug, mir meinen Thee stets selbst zu bereiten. Dann erst werfe ich reichlich Thee hinein, gieße ein Viertel des Wassers, welches ich überhaupt gebrauche, auf, — lasse zwei Minuten ziehen und fülle schließlich den Wasserrest nach. Noch einige Minuten Geduld, und mein Thee ist fertig: wohlverstanden, ich trinke ihn dann sofort, ohne ihn abzugießen! Thee, der gestanden hat, gleichviel ob, nachdem er abgegossen ist, oder auf den Blättern, ist für mich gleich mangelhaft; die seine Würze verflüchtigt, und der Rest ist Schweigen! Wer sparen will und wenig Thee nimmt, dafür aber lange ziehen läßt, sündigt nicht nur gegen den Geschmack, sondern auch gegen seine Gesundheit, denn nur die zuerst extrahirten Stoffe sind zuträglich.

Eine reizende Erfindung ist der sogenannte Fünf-Uhr-Thee! Er bietet uns die Gelegenheit eines Klauerstündchens, das im rastlosen Getriebe unserer Tage eine Dase gleich willkommen ist. Im Grunde genommen erscheint mir der Fünf-Uhr-Thee nur als eine zeitgemäß umgeformte Reubelebung einer Sitte unserer veränderten Altvorderen: er entspricht der alten Besper-mahlzeit. Ich treue mich freis, wenn ich, in einem liebenswürdigen Hause zur späteren Nachmittagsstunde vorsprechend, ein Glas Thee erhalte: ein Glas wiederhole ich, denn gerade zum Fünf-Uhr-Thee giebt man den köstlichen Trank gern in jenen hohen, schlanken Gläsern, welche uns der russische Gebrauch überliefert. Ein zierliches Tellerchen, ein kleines, buntgezeichnetes Servietchen darauf, das Theeglas und einige Stücke guten Cakes, — das ist die richtige Ausstattung für den Fünf-Uhr-Thee.

Schwieriger und umfangreicher ist die Zurichtung eines hübschen Theetisches für den Abend. Wir haben um sechs Uhr dinit, gegen halb Acht unseren Kaffee genommen und dann am Kamin geplaudert, während einige Sünder sich in das Arbeitszimmer des Hausherrn zu einer Savanna zurückzogen, — es ist halb elf Uhr geworden, Niemand weiß, wo die Zeit eigentlich blieb. Wie wäre es jetzt, gnädigste Frau, mit einer Tasse Thee? Aber ich bitte, nicht draußen in der Küche „gekocht“ und nicht jene Kienenschüssel mit Sandwiches von lieblosen Dienerhänden dazu herumgereicht. Lassen Sie im Salon, dort an dem großen Esstische in der Mitte des Zimmers angelehnt, ein kleines, zierliches Tischchen mit dem köstlichen alten Theesilber decken, das ich vorher auf dem Büffet bewunderte, und bereiten Sie uns den Thee selbst! O, wenn die Damen wüßten, welche Grazie sich jetzt dabei entwickeln läßt: wie hausfräulich und anmuthig eine schlante Gestalt ist, wenn sie den silbernen Theesessel hebt, wie reizend die zarten Fingerringe erscheinen, wenn sie jede Tasse vorzüglich mit heißem Wasser spülen, ehe sie den Thee selbst eingießt, — der Theetisch wäre nimmer so aus der Mode gekommen, wie er es leider zu sein scheint.

Die langköpfigen Söhne des Reiches der Mitte haben zwar ein Sprichwort, das anscheinend nichts Gutes über ihr Lieblingsgetränk sagt: „Junge Theetrinker — alte Hinter!“ meinen sie nämlich. Aber dies Sprichwort bezieht sich in der That nur auf den übermäßigen Genuß sehr starken Thees, — im Uebrigen gilt zweifellos des großen Physiologen Rollesdott's Ausspruch: „Man wird durch den Thee zu sinnigem Nachdenken gestimmt, und trotz einer größeren Lebhaftigkeit der Denkbewegungen läßt sich die Aufmerksamkeit leichter von einem bestimmten Gegenstande fesseln. Es findet sich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein, und die schaffende Thätigkeit des Gehirnes gewinnt einen Schwung, der bei der größeren Sammlung und der bestimmtesten begrenzten Aufmerksamkeit nicht leicht in Gedankenjagd ausartet. Wenn sich gebildete Menschen beim Thee versammeln, so führen sie gewöhnlich geregelte, geordnete Gespräche, die einen Gegenstand tiefer zu ergründen suchen, und denen die heitere Stimmung, die der Thee herbeiführt, leichter als sonst zu einem gedeihlichen Ziele verhilft!“



Nachdruck verboten.

Maria vom rothen Kreuz. — Seit das Samariterthum ein wirklicher, voller Lebensberuf geworden ist und die Thätigkeit des Samariters auch äußerlich geabelt wurde durch die active Theilnahme der durch Geburt und Stand ausgezeichneten Geschlechter, hat sie eine Ausbreitung und Anerkennung erlangt, deren man sie früher nicht für fähig hielt. Ueberall begegnet man dem Ehrenzeichen des rothen Kreuzes, und kaum ein anderer Orden wird wohl mit höherer Freudigkeit und größerem Stolge getragen, als der Orden der Menschenliebe!

Für die Ausbildung in der Krankenpflege wird allenthalben auf das Gewissenhafteste gesorgt; zahlreiche Anstalten mit großartigen Lehrmitteln sind beflissen, den berufenen Schülern aller Stände auch die entsprechende, schulgerechte, practische Thätigkeit zu geben. Und sicher wird in der Krankenpflege Wunderbares geleistet. Zarte Frauen wetteifern mit starken Männern und über-treffen sie oft noch an Unerforschtheit und Todesmuth.

Dabei scheint es auffallend, daß ein anderer, und wie mir scheint, noch erhabenerer Zweig des Samariterthums gerade von denjenigen, die ohne jeglichen Zwang und lediglich aus freiem Entschlusse sich dem rothen Kreuze zugesellen, meist gemieden wird. Und doch verlangt kaum ein anderes Feld der edlen Samariterthätigkeit, ja überhaupt ein Beruf größere Hingabe und dazu eine hohe, die höchste Bildung, als der der Gemeindepfegerin. Wie die Krankenpflegerin in erster Linie die Martha des rothen Kreuzes ist, so ist die Gemeindepfegerin die Maria!

Denken wir uns die kleine, friedenvolle Häuslichkeit der Gemeindepfegerin. Sie bewohnt in der Regel ein paar gesunde, freundliche Zimmer einer größeren Wohlthätigkeits-Anstalt, vielleicht des städtischen Waisenhauses oder einer Volksschule. Zuweilen freilich, vorzüglich auf dem Lande, ist ihr auch ein besonderes Nestchen angemessen, gewöhnlich ein grünmüdwachsenes Häuschen mit kleinem Gärtchen zum Hausbedarf, für das sich auf dem Lande schwer ein Miether findet. Das Wohnzimmer ist sehr einfach und sauber gehalten, weiße Mullvorhänge mit selbstgeschäffelten Kanten und vielen zierlichen Deckchen, dazu ein schönes Crucifix, geben ihm das Charakteristische. Schwester Clara ist früh auf, um in den ersten Morgenstunden das eigene kleine Häuschen zu bescheiden. Aber schon klopf't's draußen, obgleich die um sieben Uhr angeordnete „Sprechstunde“ noch nicht begonnen hat.

Es ist ein Bote, der die Nachricht über das Morgenbefinden eines Schwerkranken bringt. Sie hört ihn an und verspricht bald zu kommen und selbst nachzusehen, um die Fiebermessung mit dem Thermometer vorzunehmen zum Bericht für den Arzt. Nun folgt ein Arbeiter in blauer Bluse, der die Gemeindepfegerin zu seiner Frau zu holen kommt, der der Storch während der Nacht einen kleinen Weltbürger in's Bett gelegt hat. Zugleich bittet er — die Gemeindepfegerin weiß schon und geht, einen großen Korb aus einem Vorrathskraum zu holen. Der Korb enthält eine Sammlung von allen möglichen Bedürfnissen eines kleinen An-kömmlings: Windeln, Jäckchen und Wickelbänder, je nach Bedarf und Geschmack. Der Vorrath, der in besseren Häusern gesammelt und von Schwester Clara's Fleiß regelmäßig ergänzt wird, ist schon oft geplündert, wächst aber glücklicherweise immer wieder nach. Der glückliche Vater empfängt sein Theil und geht. Inzwischen hat sich das saubere Zimmer mit Hülfesuchenden aller Art und jeden Standes angefüllt. Schwester Clara hat für alle geneigtes Ohr; Rath und freundlichen Zuspruch für die Hülfesuchenden, und liebevollen Trost, wo sie nicht mehr helfen kann.

Um acht Uhr beginnt pünktlich die eigentliche äußere Thätigkeit der Gemeindepfegerin. Im schwarzen Wollkleide und blüthenweißen Mützchen huscht sie eilig und leichten Schritten die Straße entlang, freundlich grüßend und Dank spendend, oft nach beiden Seiten. Der erste Besuch gilt dem kranken Kinde eines Handwerker's, dessen Pflege sie gestern schon als unzureichend und mangelhaft erkannt hat. Darum geht sie rasch, um nachzusehen, ob sie eine wirkliche, geschulte Krankenpflegerin aus dem Mutterhause herbeirufen soll. Denn die Gemeindepfegerin bildet sozusagen das Vermittelungs-glied zwischen den Leidenden und Hülfesuchenden und der organisirten Krankenpflege. Auf ihre spezielle Ansicht kommt es zumeist an, ob und welche Schwester als besonders geeignet nach dem Orte des Leidens abgedandt werden soll. Der nächste Besuch gilt einer Witwe und Mutter, welche an der Schwindsucht leidet. Dieser Weg kostet Schwester Clara immer einige Ueberwindung, und doch ist kaum einer notwendiger und wird kaum einer gewissenhafter ausgeführt, als gerade dieser. Hier ist sie das verbindende Glied mit der organisirten Armenpflege; durch ihre Fürsprache erhält die Kranke kräftige Kost und die beiden Kinder Kleidung, Unterricht und Nahrung. Das Zimmerchen ist verschlossen, da die Kinder der Witwe in einem Volkskindergarten für den Morgen untergebracht sind, aber Schwester Clara kennt den Ort, wo der Schlüssel niedergelegt ist, und öffnet. Sie findet die Kranke verhältnismäßig wohl, und das strahlende Gesicht derselben ist ihr Lohn genug für den weiten, ermüdenden Weg nach der entlegenen Vorstadt. Nachdem die Leidende gereinigt und frisch gebettet ist, bricht ein Strahl aus ihren Augen, als wolle sie sagen: „Wie Du mir die Stätte hier auf Erden bereitet hast, wird sie Dir einst im Himmel bereitet sein!“ Sie legt der Kranken noch eine frisch gebrochene Blume zwischen die welken Finger und eilt weiter.

Ihr Weg führt sie jetzt in das Haus eines reichen Fabrikbesizers, dessen mildthätige Gattin jederzeit eine offene Hand hat für Schwester Clara's Pflegebedürftige. Auch diesmal nimmt sie Geld, Kleidungsstücke und ein paar Gläser voll eingemachter Früchte mit sich, um sie ihren Kranken und Hülfesuchenden zu übermitteln.

Nachmittags wird das Werk fortgesetzt, denn noch weisen die Aufzeichnungen des Notizbuchs eine große Anzahl nothwendiger Besuche auf. Ueberall derselbe Anblick des Erbdenleides, aber auch überall der schöne Trost werththätiger Menschenliebe! Glückliches Wesen, das so viel Segenswünsche empfangen, so viel Thränen stillen darf! Wohin sich ihr Fuß als flügellos' Engel wenden mag, — überall begegnet ihr Liebe und Vertrauen. Und dabei sind die Thränen, welche Maria vom rothen Kreuze fließen sieht, nicht einmal die flüchtigen Thränen des Körperperschmerzes, welche glücklicherweise mit diesem selbst verschwinden, sondern meist die viel brennenderen Tropfen des Seelenleides, welches nur im Aussprechen und herzlichen Vertrauen zu Maria Trost und Erquickung findet!

Zoo von Reuß.



**Kleine Rathschläge.** — Wer viel mit dem Platina-Stift arbeitet, wird schon zu öfteren Malen die unliebsame Bemerkung gemacht haben, daß der glühende Stift anstatt weiche, regelmäßige Striche in das Holz zu brennen, anfängt zu kratzen und schließlich unbrauchbar zu werden. Schickt man den Stift in die Fabrik, so erhält man ihn in einigen Tagen glänzend und brauchbar zurück, — was ist dort mit ihm geschehen? Nur eine geringfügige Manipulation, die wir selbst ausführen können. Die scharfen Stellen der Platin-Spitze bilden sich nämlich durch die Harze, welche das Holz ausschwitzen und die, am Stifte hängen bleibend, sich dort verhärtet. Da das Platin aber das härteste Metall ist, so kann man es unbeschadet wagen darauf zu reiben; dies geschieht am besten mit sehr feinem Glaspapier, wodurch die unebenen Stellen rasch und sicher entfernt werden. Außer der kleinen peruanischen Sparpatz ist es besonders die au Zeit, welche bei der Arbeit in Betracht kommt, da letztere keine Unterbrechung, wie dies beim Fortschicken des Stiftes notwendig wird, erleidet. Selbstverständlich läßt man den Stift zuvor erkalten, ehe man ihn polirt. E. F.

— Einen Thee, von dem Kenner sagen, daß er dem feinen chinesischen gleich käme, sollen die jungen Blättchen des Brombeers geben. Man trocknet sie entweder in der Sonne oder in einem mäßig warmen Ofen auf Blechen, doch darf dies Trocknen nur ganz allmählig geschehen; auch müssen die Blätter öfter gewendet werden. Da Brombeeren in einzelnen Gegenden in großen Mengen und eigentlich fast überall auf den Feldern wachsen, wäre ein Versuch zu empfehlen. L. W.

Rachdruck verboten.

### Practische Winke für die Reise.

**Aufbewahrung von Geld.** — Im vergangenen Jahre las man in den Zeitungen eine wiederholte, also wohl erfolglose Bekanntmachung, es sei ein Portemonnaie mit dreihundert Mark und Saison-Billet Halle-Berlin-Wormenünde verloren gegangen. Wer so leichtsinnig ist, so große Summen und Werthgegenstände auf Reisen in einem Portemonnaie mit sich herumzutragen, der verdient eigentlich, daß es verloren oder gestohlen wird. In's Portemonnaie gehört nur Geld für den Tagesbedarf; alles Uebrigem muß an einem sicheren Orte innerhalb der Kleider verwahrt werden, wozu auch gewandte Taschendiebe nicht gelangen können. Dr. D.

**Eine Handtasche** mit Necessaire gehört mit zur Ausrüstung einer eleganten Frau. Leider sind diese Hand-Keisetaschen trotz ihres hohen Preises im Allgemeinen unpractisch, weil das Necessaire zu viel Raum beansprucht und Gefahr läuft, durch feste, daneben eingepackte Gegenstände beschädigt zu werden. Diesen Uebelständen ist bei der dargestellten Keisetasche Rechnung getragen, und man kann wohl sagen, daß sie die Ansprüche erfüllt, welche man an sie zu stellen berechtigt ist. Aus hellbraunem Nuchtenleder gefertigt, mit schwarzem Leder gefüttert, zeigt die Tasche auf der einen Außenseite einen erhöhten Rand, in dessen Tiefe (5 Cent.) eine Platte Aufnahme findet, auf welcher die verschiedenen Gegenstände des Necessaires untergebracht sind. Breite Lederbänder dienen als Halt der Flaschen, Bürsten, Scheren, Knöpfen, Spiegel etc. Zwei mit rothem Saffian gefütterte Lederklappen schützen die Gegenstände, welche sich mit der Platte herausheben lassen. Die Tasche selbst, welche 24 Cent. Höhe, 33 Cent. Breite und 18 Cent. Tiefe mißt, genügt zur Aufnahme der notwendigen Toilette-Gegenstände für die Nacht, sowie für Kleinigkeiten, die man auf einem Ausfluge, bei welchem man den Koffer zurückläßt, nicht entbehren möchte. Zu beziehen ist die Tasche durch die Firma Julius Henel, vormals Fuchs, am Rathhaus in Breslau. E. F.



Aufnahme der notwendigen Toilette-Gegenstände für die Nacht, sowie für Kleinigkeiten, die man auf einem Ausfluge, bei welchem man den Koffer zurückläßt, nicht entbehren möchte. Zu beziehen ist die Tasche durch die Firma Julius Henel, vormals Fuchs, am Rathhaus in Breslau. E. F.

**Verchiedene kleine Rathschläge.** — Gestatten Sie mir, den „Practischen Winken für die Reise“, die Ihr geschätztes Blatt vom 1. September 1890 enthält, einige Bemerkungen beizufügen. Ich habe alle möglichen Reisen ausgeführt, zu Fuß, zu Pferde, auf der See, im eigenen Wagen, in allen Classen der Eisenbahn und im Postwagen. Ich darf also einige Competenz beanspruchen. In Bezug auf die „Eisenbahn-Nachtfahrten“ stimme ich dem Rathschlag zu Hauschuben vollkommen bei und schließe demselben noch zwei auf Erfahrung gegründete an: Erstens möge der Reisende bei der Nachtfahrt niemals leichte Socken tragen; sollte ihm zur Sommerzeit während der heißen Tagesfahrt dichtere Fußbekleidung zu lästig fallen, so nehme er in der Handtasche ein zweites Paar ganz leichte Wollsocken mit, um sie in der Nacht über das erste zu ziehen, denn gerade im Sommer treten oft stärkere Temperaturwechsel ein, und man kann sich leichter und gefährlicher erkälten, als im geheizten Winterwagen. Zweitens ist eine lange Reisedecke,

— oder Plaid, — nothwendig, unter welcher man ganz unbemerkt die Kleider lockern und des Morgens wieder befestigen kann; das bietet eine große Erleichterung.

Dem Rathe zu Luftkissen kann ich aus eigener Erfahrung nicht beipflichten, da auch das bestbereitete Kautschuk-Zeug, sobald es warm wird, Geruch entwickelt und auch die Luft in diesen Kissen sehr heiß wird. Besser ist ein Lederkissen oder ein nach Belieben zu faltender Shawl (Plaid); sie nehmen etwas mehr Raum ein, sind aber entschieden gesünder. Starke Socken an den Reiseschuhen schützen vor Hitze, Kälte und Risse beim Herausreten auf den Perron. Den Rathschlägen bezüglich der Erfrischungen kann ich beistimmen; nur scheint es mir sehr zweifelhaft, daß bei den jetzigen Schnell- und Blitzzügen irgendwo Zeit gefunden werde, einen Eisbeutel neu füllen zu lassen; dagegen kann man ein Fläschchen mit gutem Cognac oder mit recht altem Nordhäuser mitnehmen, um einige Tropfen in ein Glas Wasser zu gießen oder nach einem Glase Bier als Mittel gegen Erkältung des Unterleibes zu nehmen.

Ich unternehme öfters Nachtfahrten, richte mich aber immer so ein, daß mir am Morgen vor dem Weiterfahren, — auf der Reise nach Italien in Frankfurt zwischen 6 und 1, oder in Basel 6—8, auf der Fahrt nach Helgoland in Hamburg zwischen 6 und 7<sup>1/2</sup> Uhr, — Zeit bleibt, ein schnelles lauwarmes Bad (24—25° Reaumur) zu nehmen; ich habe das als das allerbeste Stärkungs- und Erfrischungsmittel erprobt. S. G.



Rachdruck verboten.

Frühling. Von Sophie Bey. Siehe die Abbildung, Seite 73. —

Nun ist der eisige Winter vorbei  
Und alle Blüten erwachen,  
Und die Vögel singen vom schönen Mai  
Mit Jubel und zwitscherndem Lachen.  
Es färben sich Wiese, Halde und Baum  
In läppig schimmernder Schöne,  
Und es klingen im weiten Waldesraum  
Viel tausend harmonische Töne.

Nun ist der eisige Winter vorbei,  
Der Schnee auf den Höhen verglommen,  
Und gleich einer Segen spendenden Fei  
Ist der Frühling in's Land gekommen.  
Aus Regenschauern und Sturmeschrei  
Erwuchs uns blühende Wonne. —  
Nun ist der eisige Winter vorbei,  
Und weithin leuchtet die Sonne . . . — 1.

**Nach dem Fischfang.** Siehe die Abbildung, Seite 76. — Nachts über hat Jan Krülen in seinem kleinen Boote draußen auf dem Meere gelegen. Er war diesmal ganz allein, denn sein ständiger Gehülfe beim Hundernfang, sein einziger Sohn, ein sechzehnjähriger Junge, ist vorgestern unweit des Vorensprungs vom Abhange herabgestürzt und hat sich eine schwere Verletzung am Kopfe zugezogen. Der arme Junge wurde sofort in die väterliche Hütte geschafft und vom Arzte gehörig in Gipsumschläge verpackt. — aber der Mann mit der goldumranderten Brille und dem ernstesten Doctorengesicht hatte doch die Stirne kraus gezogen und gemeint, die Sache stände schlimm, recht schlimm. Heute Nacht nun wurde die Krisis erwartet, die über das Wohl und Wehe des Verunglückten entscheiden sollte. Wie gern wäre Jan Krülen, der Vater, daheim geblieben, am Bette des kranken Jungen, und hätte neben ihm gewacht! Aber wenn er am anderen Morgen nicht rechtzeitig seinen Fang abliefern, könnte es ihm passieren, daß sein Auftraggeber ihn ganz und gar aus seinen Diensten entlasse, — und die Concurrenz ist so groß und das Arbeitsfinden so schwer! So mußte Jan Krülen denn allein hinaus in die See, und nur die alte Mutter blieb zurück zur Nachtwache bei dem Kranken. Aber sie hatte versprochen, am frühen Morgen hinaus zu lügen auf das Meer, und wenn die Krisis überstanden sein, wenn es besser sollte mit dem armen Jungen, dann wollte sie schon von Weitem mit ihrem rothen Taschentuche winken. . . Und als nun der neue Tag goldig roth über der See aufging und Jan seinen Fang geborgen hatte, da watete er mit seinen schweren Stiefeln das Ufer entlang, bis er sein Hüttlein am Strande sehen konnte. Und richtig, — o Gott sei gelobt! — Da flatterte am Fensterflügel Mütterchens rothes Tüchlein, — und die Brust Jan Krülen's weitet sich und über sein braunes, wetterhartes Gesicht, über die geschrumpften Wangen und das struppige Kinn rinnen die Thränen. Wie hat er einen Morgen nach dem Fischfang mit seligeren Gefühlen begrüßt, als den heutigen! —

**Erstes Gebet.** Von Hubert Hertomer. Siehe die Abbildung, Seite 77. — Der Maler des ausdrucksvollen Bildes, welches jeden Beschauer unwillkürlich an die eigene Kinderzeit erinnern wird, hat insofern einen einigermaßen eigenartigen Lebensgang hinter sich, als er in ziemlich früher Jugend dem heimatlichen Boden entrisen wurde und seine Ausbildung im Auslande fand. Hubert Hertomer ist Baier von Geburt; er studirte jedoch in Southampton und später an der Kunstschule des South-Kensington-Museums in London. Ursprünglich hatte er sich vorwiegend mit der Aquarell-Malerei beschäftigt, aber schon im Jahre 1872, — er war damals dreißigjährig Jahre alt, — malte er sein erstes größeres Delbild. Seinen Ruf als Künstler begründete er mit dem Gemälde „Die letzte Musterung“, welches eine Scene aus dem Gottesdienste der Veteranen des Invalidenhanfes von Chelsea darstellt. Später erwarb er sich auch als Porträtmaler einen Namen. Wir brauchen in dieser Beziehung nur an das berühmte Bildniß der Miss Grant, auf der vorletzten Berliner Ausstellung zu erinnern. Von der Tiefe seiner Auffassung und der Art, wie er die Züge der von ihm dargestellten Personen geistig zu beleben weiß, legt das von uns reproducirte Bild ein sehr bereites Zeugniß ab.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

### fragen.

**Bekleidung einer Tischplatte.** — Auf welche Weise kann man Tuch oder Leder auf einer Tischplatte glatt und dauerhaft befestigen? Helene B. in B.

**Glasflugeln.** — Ich besitze einige grobe, runde Glasflaschen, die sich für Gartentageln eignen würden. Ist es möglich, dieselben Spiegelglas zu machen und auf welche Weise? Constanze v. S. in Lothringen.

**Kautschuk-Mantel.** — Kann man nichts thun, um einen Kautschuk-Mantel, der anfängt klebrig zu werden, noch tragen zu können, und wie schützt man einen solchen vor dem Klebrigwerden. Marie K. in Riew.

**Atlas.** — Wie wird schwarzer und auch farbiger Atlas gereinigt? Josefina D. in Wien.

### Antworten.

(Auf die bezüglichlichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Reinigen von weißen Spigen (32).** — Ich bediene mich zum Waschen weißer Zwirnschürzen statt des Spigen-Waschapparats (eines mit Köchern versehenen Porzellan-Cylinders) einer Flasche, die ich mit starker Leinwand oder weißem Flanell bekleide. Nachdem ich die Spigen glatt und regelmäßig in mehrfachen Windungen über einander gewickelt und fest gebettet habe, überziehe ich sie mit grobem Mull, der gleichfalls mit einigen Stichen befestigt wird. Die so umwundene Flasche lasse ich einige Zeit in lauwarmem, weichem Wasser liegen, dann wasche ich die Bekleidung mit einem Flanellstück und reibe die Flasche nach leichtem Einseifen hin und her. Dies Verfahren wird so lange wiederholt, bis der Schaum ganz weiß erscheint. Dann lege ich die Flasche einige Stunden in reines Wasser, das nach Bedarf erneuert wird, rolle sie nach dem Spülen zwischen Handtüchern und stärke die Spigen, indem ich die Flasche in eine dünne Stärke-lösung oder in Reisswasser tauche und abermals rolle. Nun erst löse ich die noch feuchten Spigen von der Flasche und plätte sie sofort zwischen Leinentüchern. — Weiße Seidenspigen nähe ich auf ein glattes Holzbrettchen, weiche sie über Nacht in warmer Milch ein, der ich einen Zusatz von weißer Seife gegeben habe. Am anderen Morgen spüle ich mit reinem Wasser aus und lege die Spigen einige Stunden in warmes Seifenwasser, aber ohne sie zu reiben. Nach dem Spülen stärke ich sie schwach, lege sie zwischen Leinen und plätte sie noch feucht. Adele v. K. in J.

**Behandlung von Würfeln (40).** — Da der gerügte Rebellstand seinen Grund schon in der Bereitung der Würfel, der Behandlung der Därme, dem Räuchern etc. hat; läßt sich demselben später nicht abhelfen. Wenn man übrigens die gekochte Wurst, nachdem die Spitze entfernt sind, der Länge nach einschneidet und einigermassen geschickt zu Werke geht, kann man die Haut meist glatt abrollen und den Inhalt bequem herauslösen. J. Sch. in Dortmund.

**Neuzeitliche Goulasch (47).** — Das von unserer geschätzten Mitarbeiterin Frau Helene Pöhler in Heft 8 mitgetheilte „Goulasch-Rezept“ hat in den Kreisen unserer verehrten ungarischen Leserinnen und sogar auch der „Defer“ starken Widerspruch hervorgerufen, der sich in zahlreichen, — übrigens, — wie wir mit verbindlichem Danke hinzufügen können, — sehr liebenswürdigen Zuschriften und Berichtigungen äußerte. — Wir bekennen demüthig, daß es uns sehr fern liegt, irgend welche Autorität auf dem Gebiete der national-ungarischen Kochkunst beanspruchen zu wollen und lassen in dem nachstehenden Schreiben einen Vertreter des Magyarenthums zu Worte kommen, dessen launige Berichtigung gewiß allen ungarischen Leserinnen aus der Seele gesprochen ist. Wir aber hoffen dadurch zu beweisen, daß es uns weder an Verständniß für nationale Eigenthümlichkeiten, noch an dem guten Willen fehlt, ihnen gerecht zu werden. Das Schreiben lautet, mit einigen unwesentlichen Auslassungen, wie folgt:

Geehrtester Herr Redacteur!

Als wohlbestallter Ehemann pflege ich bei Beginn einer jeden Saison Ihr w. Blatt, dieses Orakel der Frauen, mit einem gewissen Dangen und Bangen in die Hand zu nehmen, um zu erfahren, welche Opfer neuerdings der Moloch, Mode genannt, von meiner stets knappen Kasse fordert.

In der Lectüre Ihrer letzten Nummer kam ich nun jüngst glücklich bis zur Rubrik Antworten, und wollte sie eben fortlegen, und zu Griffel und Tafel greifen, um den neuen Toiletten-Cat zu berechnen, als mein Auge auf das Wort „Goulasch“ fiel, das ich anfangs für ein französisches Wort in deutscher Schreibweise hielt, doch lese ich weiter „Pushta, Gysos“, — und nun wird der Artikel bis zu Ende gelesen.

Eiles Istenem! Also von unserem beliebten Nationalgericht, vom Gulyás schreibt die hochberehrte Gnädige, wie es ihr veredelt in Wien und Temesvár servirt wurde! Terrentette, was machten die dortigen Schwaben aus unserm biedern Gulyás? Butter und Sahne! Warum nicht Mandeln und Zibeben!

Als guter Magyare greife ich gegen jede Vergewaltigung zu Schwert, Feder und, wenn es sein muß, auch zum Kochlöffel, um güte mich mit einer weißen Küchenschürze und demonstire Ihnen, meine Gnädige, einen echten Gulyás vor, wie man ihn bei uns in jedem Hause kocht, da ich mir leider das Rezept nicht von den braunen Pustensöhnen, welche die auch uns halbwoiden Barbaren belebende Kultur längst aus den endlosen Steppen verdrängte, verschaffen kann. — Csiköse, szegonyi legonyi und Consorten tummeln nunmehr, undbeschabet der Romantik, ihr Köpfelein in den Spalten moderner deutscher Roman-Zeitungen oder in den wegen ihrer „Gründlichkeit“ berichtigten französischen Reisebeschreibungen herum, und ich wünschte, daß die Autoren als Honorar ähnlichen Goulasch zum Speisen bekämen, wie ihn angeblich die braunen Pustensöhne beim Keisigfeuer schmoren. — ein Seitenstück zu unserm Kostbraten, den wir unter'm Sattel gar — reiten. Doch zur Sache:

Man nehme 100 Gr. frischen Speck, schneide ihn dünnblättrig und lasse ihn mit recht viel geringelten Zwiebeln gelb anlaufen, gebe 1 Kilogramm halbfettes Schaffleisch oder, wenn keins vorhanden, sehnenreies schönes Rindfleisch, — aber nie Geflügel, — würfelig geschnitten dazu, salze es, und lasse es bei mäßiger Hitze eine halbe Stunde dünsten. Nun gebe man abermals rohe, geringelte Zwiebeln dazu, etwas Kümmel und je nach Geschmack Paprika, der echt in Szegedin beim Paprika-Schleifinger zu beziehen ist. Alsdann lasse man das Fleisch weich dünsten, gebe zwei bis drei Handvoll geschälte, rohe Kartoffeln, klein geschnitten, dazu, so viel Wasser, daß das ganze Gemenge zwei Finger hoch überdeckt ist, und lode es weiter, bis die Kartoffeln halb zerfallen.

So zubereitet, kann unser Gulyás bei einem süßlichen Menu paradiiren, und wird jedenfalls das mit Butter und Sahne bereitete Goulasch anstehen. Letzteres erinnert uns an die Bereitung unserer Paprikahäubl', nur haben meine geehrteste Gnädige das Stauben mit Mehl', wodurch eine consistente, kurze Sauce entsteht, weggelassen.

Nach sowohl der hochgeehrtesten Einsenderin, wie auch Ihnen, Herr Redacteur, den ich um Aufnahme meiner Zeilen bitte, bestens empfehlend, zeichne achtungsvoll alazatos szolgaja F. B. Sopron Megye, Fülesen. 1891. Märzins.